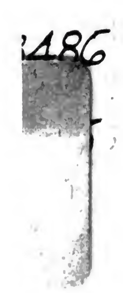
Eros Thanatos

Richard von Schaukal




Dei
Sub Numine
Viget



EROS THANATOS

RICHARD SCHAUKAL

EROS THANATOS

NOVELLEN

WIENER VERLAG
WIEN UND LEIPZIG
1906

Dieses Buch wurde bei Fr. Winiker & Schickardt, k. u. k. Hofbuchdruckern in Brünn, in einer einmaligen numerierten Auflage von 800 in Pergamentpapier gehefteten Exemplaren gedruckt. Die Nummern 1—15 sind auf Japan abgezogen und vom Autor signiert. Der Preis eines solchen Luxusexemplars beträgt 15 Mark.

Dieses Exemplar hat die Nummer 82

Eros hat Dich erspäht: Du folgtest dem
lieblichen Knaben.
Lächelnd geleitet er Dich: plötzlich erkennst
Du den Tod.

Werke von Richard Schaukal:

Gedichte 1893
Rückkehr. Ein Akt 1894
Verse (1892—1896) 1896
Tristia. Neue Gedichte 1898
Tage und Träume 1899
Sehnsucht. Neue Verse 1900
Einer, der seine Frau besucht, und andre Szenen 1902

Diese Bücher sind
vergriffen und werden nicht mehr aufgelegt.

Meine Gärten. Einsame Verse 1897
Intérieurs aus dem Leben der Zwanzigjährigen 1901
Vorabend. Ein Akt in Versen 1902
Von Tod zu Tod und andre kleine Geschichten 1902
Das Buch der Tage und Träume 1902
Pierrot und Colombine oder das Lied von der Ehe 1902
Mimi Lynx. Eine Novelle 1904
Ausgewählte Gedichte (1892/1904) 1904
E. T. A. Hoffmann 1904
Wilhelm Busch 1904
Großmutter. Ein Buch von Tod und Leben . 1906
Kapellmeister Kreisler. Dreizehn Vigilien aus einem Künstlerdasein 1906
Verlaine-Heredia. Ausgewählte Nachdichtungen 1906

Heinebreviarium 1897

INHALT

EROS

Eine Sonate aus der galanten Zeit

Otto Julius Bierbaum

herzlich

Wieder, wie jährlich, hatte der alte Gärtner zur Feier des Namenstages der verehrten Herrin schon in früher Morgenstunde ein stattliches Blumengewinde auf der Terrasse vorbereitet, diesmal ein buntes Tableau, nicht ohne Geschmack an einer ganz mit weißen Blüten umkleideten Staffelei befestigt. Alsbald auch huschte neugierig die Jungfer herbei, den festlich gedeckten Frühstückstisch zu prüfen. Der Kammerdiener konnte sichs nicht versagen, ihr, wie sie sich so über das zierliche Arrangement der Tassen und Teller beugte, von rückwärts, nicht eben allzusanft, an die enggemiederte Taille zu greifen, daß sie vor Kitzel kichernd zurück- und ihm fast in die rasch auseinander gebreiteten Arme fuhr. Die schöne Gräfin hatte das fürwitzige Spiel bemerken müssen. Jetzt

trat sie, um eine stürmischere Entwicklung der Szene zwischen dem Gesinde zu verhindern, vernehmlich rauschend durch die verglaste Flügeltüre hervor. Sie schien es nicht zu achten, daß sich der peinlich überraschte Diener mit einem unter tiefem Bückling stotternd vorgebrachten Glückwunsch aus der Sache zu ziehen unternahm, so gut oder so schlecht es ihm der leidige Moment eingegeben hatte. Auch daß die Zofe mit unwilliger Pantomime dem Verdachte des Einverständnisses zu wehren versuchte, geruhte die Herrin nicht zu bemerken. Der Bediente entfernte sich betreten, indem er die beiden Lakaien an den Tisch wies. Eben erschien auch von der Gartenseite her der Graf. Er kam hastig über die Treppe. Die Anwesenheit des Gebieters hemmte den Schritt des Kammerdieners im geräumigen Saale. Er blieb, halb noch zum Gehen gewendet, mehr über die Achsel zurück als geradeaus schauend, einen Augenblick un-

schlüssig stehen, verzögerte überlegend sein Verschwinden, nicht ohne der ihm schmollend gefolgten Zofe eine Grimasse zu schneiden.

Der Graf küßte seiner Gemahlin die lässig ihm entgegengehobene Rechte und rückte sich mit einigem Geräusch an ihre Seite. Der Gräfin entging seine Befangenheit nicht. Doch im Nu auch hatte sich der Gewandte wieder gefunden, mit zärtlichem Lächeln sprach er von dem heutigen Feste, das der Morgen, der Park mit ihnen zu feiern schienen, indem sie, der Gattin zugunsten, in rauschender Schönheit, durch heitre Anmut die freudigen Stunden verherrlichten. Auch ermangelte er nicht, aufmunternd ihr ein Geschenk auf dem damasten glänzenden Tischtuche näher zu schieben, eine kostbare Vase von erheblichem Gewichte. Sie zeigte auf blauem Grund in Biskuitrelief eine mythologische Begebenheit: Daphne, wie sie, von Apollo verfolgt, schon unter seinen begehrenden Händen sich in den rettenden Lorbeerbaum verwandelt.

Nachdenklich blieb der schimmernde Blick der Gräfin an den zarten weißen Figürchen haften: dämmernd tauchte das merkwürdige Geschick der Nymphe vor dem träumenden Geiste der blauäugigen Frau herauf. Die Worte des redseligen Gemahles klangen an ihrem Ohr vorbei...

Sehr zu paß geriet diesem der Gratulationsbesuch des Kapitäns, der, seine Annäherung durch ein vernehmliches Schnauben, wie es Kurzatmigen eigen ist, verkündend, die zur Linken des leichten Tisches gelegene Treppe soeben heraufstieg. Der mächtige Blumenstrauß, den er mit strahlendem Antlitz der von ihm schon ob ihres hochgebornen Standes nach Gebühr verehrten Dame überreichte, die schickliche Ansprache, die er mit schön gedämpfter Herzlichkeit — dies war sein Hauptstück — vor ihren sanft errötenden Wangen hielt, gaben dem Grafen die Überlegenheit und damit die gute Laune wieder. Ein mit der vollen Hand

dem breiten Rücken des Gratulanten aufgezielter kräftiger Schlag, den der Geschmeichelte in ehrfürchtiger Freundschaftlichkeit — auch dies ein von ihm gern betontes Element gelassenen Umgangs — entgegennahm, leitete ein fröhliches Gespräch ein, das bald zu reichlich zwei Dritteilen der glückliche Gast mit aufgestutztem Übermut bestritt. Der Kapitän war kein Jüngling mehr, und seine besten Jahre verdarb ihm, der sich, ein weicher Adorant, durch schwärmende Melancholie in manchem Zirkel manches Herz, freilich nicht auf lange Dauer, zu gewinnen verstanden hatte, ein übermäßig gewölbter Bauch. Fettleibigkeit ist ein bequemer Anlaß zu wohlfeilem Spotte, der, so harmlos er vorgebracht scheint, der verwundenden Schneide nicht entbehrt, ja grausamer verletzen mag als etwa ein derberer, nicht an so unwillig ertragene Mängel geknüpfter Scherz. Der Kapitän war eine unverwüstliche Zielscheibe. Er bot sich sogar wie

ein zur Entwürdigung geborner Sklave Freunden, die Edelleute von einigem Ansehen vorstellten, selbst dar. Diesmal erbat er sich von der Hausfrau die gnädige Erlaubnis, einen jungen Kameraden, den Fähnrich von Turneck, präsentieren zu dürfen — der Kapitän präsentierte nur Adelige von geprüfter Abstammung —, erhielt sie und die schmeichelhafte Gewähr überdies, den neuen Ankömmling gleich zum Mittagstische mitzubringen. Er ging, und Graf Paris versäumte die Gelegenheit nicht, ihn zu begleiten und sich so einer Unterredung zu entziehen, die, wenn sie sicherlich auch nicht auf das Wesentliche gesteuert hätte, doch durch den Mangel an Unbefangenheit ihm unbequem zu werden drohte.

Auf dem unter ihren behaglichen Tritten knirschenden Kiese des Vorgartens angelangt, schlang er leicht seinen behenden Arm in den massivern des Freundes und ließ sich mit höflicher Aufmerksamkeit von ihm

die Anstalten verraten, die zur Erhöhung der Festfreude für den Abend geplant erschienen. Man wollte, erfuhr er, die Gräfin durch eine musikalische Darstellung ergötzen, die im Park am Flusse nach eingebrochner Dunkelheit bei dem flackernden Scheine weniger Fackeln nur gleichsam aus dem Stegreif sich auftun sollte. Die Grundzüge der im übrigen der Laune, der Einbildungskraft und Geistesgegenwart ungezwungener Akteurs zu überlassenden Szene seien von Gurnemann entworfen.

»Natürlich«, bemerkte lächelnd der Graf. Der Kapitän fiel sofort ein: »Und er spielt und singt auch den Prolog.«

Gurnemann, ein junger Diplomat, der fürstlich H.... schen Mission am Hofe zu K. zugeteilt, war dem Älteren, wenn nicht verhaßt, doch lästig, da er, nicht ohne schmeichelhaften Erfolg und mit noch größerer Bewußtheit dieses Erfolges, bei der Gräfin, obwohl selbst verheiratet, kokett die

Rolle des begünstigten Amoroso mimte. Niemand in dem kleinen Kreise hatte seine Ausnahmsstellung unbemerkt bleiben können. Verstand es doch der auf körperliche Vorzüge eitle, vorlaute Gurnemann, diese seine neidenswerte Beziehung jederzeit in wenig angenehme Erinnerung zu bringen, teils indem er, einigermaßen plump, Ansprüche des nah Vertrauten geltend machte, teils durch eine Art von Hüteramt, das er sich über den engern Verkehr des gräflichen Hauses angemaßt hatte.

In der Seele des Grafen erhob sich mit immer lebhaftern Farben das Bild des frühen Morgens. An der Seite des erregt auf ihn los sprechenden Freundes schreitend, befand er sich in Gedanken bei der samtäugigen Dame, die ihn heute endlich erhört hatte. Er sah sie im dämmrigen Alkoven — das Licht des von jubelnden Vögeln angekündigten Tages drang durch die im kühlen Luftzug schwankenden Leinwandvorhänge der Fenster

herein —, ihr aufgelöstes tiefschwarzes Haar, das dünne Seidenhemd, halb herabgeglitten von den matten runden Schultern, den nackten Fuß, wie er in dem rosa Pantöffelchen zierlich wie in einem Blütenkelche verschwand. Sein Herz zog sich zusammen im Nachgefühl der beseligenden Stunde, die er, über den Balkon, ein schon Erwarteter, eingestiegen, im Rausch der lange verhaltenen Begierde genossen hatte. Fast wandelte ihn die frevle Lust an, den Begleiter, den er sich treu ergeben wußte, in das köstliche Geheimnis einzuweihen, Frau Jolanthe Gurnemann, die Spröde, habe ihn, Paris, liebend in ihre Arme geschlossen, unter dem melancholischen Sebastian des Da Vinci, den auch der Kapitän einmal im hellgemusterten Schlafgemache hatte bewundern dürfen, da die Kunst alle Räume weiht und Gönnern eröffnet. Nicht verhehlen freilich konnte sich der Graf, daß ihm, dem sattsam Verwöhnten, diesmal zu gutem Teile die Eitel-

keit der Dame zum Erfolge verholfen hatte. Er mochte, ohne tiefere Leidenschaft für sie, wie er sich fand, das Weib bemitleiden, das, nachdem es seinen wundervollen Körper ihm nicht verweigert hatte, ein Leben lang mit unausbleiblichen Selbstvorwürfen der Erinnerung an eine kaum bedankte Übereilung nachzuhangen verurteilt schien. Denn die reizende, reiche und auch geistig begabte Frau hatte, ohne den Taumel gebäumter Sinne, wenn nicht zur Rechtfertigung, doch zur Erklärung des entscheidenden Schrittes in Anschlag bringen zu dürfen, eigentlich nur einer Laune, einer kecken und also um so sicherer später sie zu peinigen geeigneten Laune, sich wie mit trotzig geschlossnen Lidern überlassen, die — es stand ihm klar vor Augen — den Empfänger beschenkte, ohne ihn zu bereichern. Was bedeutete diese charmante Episode in seinem, welche Epoche mußte das Abenteuer in ihrem Leben vorstellen!

Die Gräfin war, als die Männer sich ent-

fernt hatten, noch eine Weile am Frühstückstische sitzen geblieben. Ein unangenehmes Gefühl wollte sich nicht bannen lassen. Schon der Auftritt zwischen den Bediensteten hatte ihr wie ein übler Geschmack auf der Zunge die heitre Wirkung des Festmorgens geschädigt. Sie war, entschlossen, sich störenden Einflüssen, die von außen kämen, zu versagen, mit sehend-nichtschauenden Blicken dem peinlichen Vorfall ausgewichen. Die Verspätung, das sichtlich befangne Erscheinen des Gatten mußten im Verfolg der Abergläubischen die Ankündigung unliebsamer Ereignisse bedeuten. Sie war gewohnt, den gelassenen Gang ihres Daseins durchaus nicht aufhalten, ihren eignen Neigungen hingegen ungehinderten Lauf zu lassen. Das leichtsinnige Wesen des zu kleinen Irr- und Wechselfahrten seit jeher schon gestimmten Gatten, eine bequeme äußere Lage, ihre sieghafte Schönheit, der man jede Laune, ja manche Unart zugute schrieb, hatten sie mehr und mehr dazu vermocht, sich als ein

nur zum Genießen, zum Herrschen gebildetes Geschöpf zu empfinden; die Wonne der weiblichen Demut, der Hingabe, des Dienens im weitesten und edelsten Sinne, war ihr fremd geblieben. Ihrer selbst voll bewußt, empfand sie die Welt als einen nicht allzu großen, sich um sie langsam ins Enge ziehenden Kreis von selbstverständlichen willfährigen Bemühungen um ihre Zufriedenheit. So hatte sie dem einen, dem andern, nachlässig geruhsam, manche Annäherung verstattet, die ein eitler Mann wohl als persönliche Gunst hätte auslegen können, während es im Grunde nichts anders war als Lässigkeit in Ansehung jeglicher Pflichten, soweit sie selbst dabei das verpflichtete Wesen hätte vorstellen müssen. Oberflächliche Beobachter, von dem Gemahl auf die Lebensgefährtin schließend, zählten gar eine Reihe allgemach begnadeter Liebhaber auf. Daß dem bisher durchaus nicht so war, dazu trug nicht zum geringsten Teil der Umstand bei, daß durch den nichts weniger als auf ihre

Person gesammelten Gatten ihre Sinne zwar gereizt worden waren, sich aber nicht entfaltet, ja wohl kaum noch geblüht hatten. Auch hielt eine in enger kalvinischer Geisteszucht erwachsne, bedingungslose, unkritische Frömmigkeit sie, wenn nicht von gelegentlichen Gedanken und Vorstellungen, doch von Wünschen ab, die irgendwie die Fleischeslust streiften. So war sie, bei gesundem, vollsaftigem Körper an einen zerstreuten und zerstreuenden Mann als den am wenigsten geeigneten Erzieher ihrer dumpfen Seele gewiesen, eigentlich noch nicht zur Frau gereift und ein verwöhntes Kind geblieben, das hinter der schirmenden Hülle hoheitsvollen Gebahrens unschuldig sein Dämmerwesen trieb. Das zuzeiten in Fernen verlorne Träumen ihrer blauen Augen konnte einem Erfahrnen verraten, daß hier ein Leben noch nicht zu seinem Ringe sich gerundet hatte ....

Da Paris den Kapitän offenbar noch eine Strecke Weges begleitet hatte, begab sich

2

die Gräfin, gefolgt von ihren Hunden, in den Park hinauf. An einer schattigen Stelle waren einige Stühle um einen zierlichen Tisch zu einer kleinen Gruppe versammelt. Sie ließ sich da mit einem in Seide gebundnen Buche nieder. Doch ihre Gedanken verweilten nicht auf den Zeilen...

Dort überraschte die Langhingestreckte die Baronin Lisa, ihre Gutsnachbarin, gleichfalls eine hohe Gestalt, doch nicht von der kräftigen Fülle der Gräfin, vielmehr überaus zart und bei ihrer ungewöhnlichen Größe fast zu schlank, strohblond und aus grauen verschatteten Augen vor sich hinblickend.

Sie setzte sich neben die Freundin und spielte vertraut mit den Hunden. Von Lisa wußte die Gräfin, daß ihr Paris nicht gleichgültig geblieben war. Sie hätte mehr, hätte wissen müssen, daß bis vor kurzem noch weit draußen im Land ein überaus verliebtes Pärchen bei sichern Herbergsleuten nachmittäglich sich zusammenzufinden pflegte.....

Nicht nur zu gratulieren, war die Baronin

gekommen. Der regen Eifersucht der Geliebten hatte nicht verborgen bleiben können, was der stumpfern Gattin entgangen war. Und was jene peinigte, daran sollte diese nicht ungekränkt vorüberwandeln dürfen. Haß gegen die Ruhe der schönern Partnerin an dem Ungetreuen — Lisa empfand seine Untreue als ein Verbrechen, und nur an ihr selbst begangen — stieg, je schwieriger sich die heikle Aufgabe gestaltete, in der Illegitimen auf, die nicht einmal das Recht besitzen sollte, sich in der empörendsten Weise für verraten zu halten, sich offen zu beklagen. Mit der heitersten Unbefangenheit — Frauen sind ja geborne Diplomaten — fing sie an. Ob Gurnemanns kämen? Natürlich doch? Wann wären die Überlästigen nicht zu finden, zu empfinden gewesen! Der Gräfin war hier zugleich — es galt ein größeres — eine scharfe Sonde ins Herz gesenkt. Sie konnte nicht verteidigen, wo sie, was Max Gurnemann, den Amoroso, betraf, Argwohn gegen

2*

sich selbst vermuten mußte. Sie befand sich einen Augenblick unschlüssig über die Farbe der zu erteilenden Antwort. Doch die unleidliche Frau mochte tragen, was sie deren Gatten aufzubürden in leiser Dankbarkeit für seine zärtliche Dienstwilligkeit sich verwehrte. Und so fanden die Damen einander darin einig, daß Frau Jolanthe Gurnemann ein widerliches Geschöpf sei, kokett ohne das natürliche Maß der Schicklichkeit, zudringlich ohne Berechtigung, anspruchsvoll ohne Billigung der Bedürfnisse andrer. Es war eben nicht zu verkennen, daß ihr, der Tochter des geadelten Pächters, im letzten Grunde der Takt mangle, den entbehren und mit solcher Entbehrung aus Höflichkeit sich abfinden zu müssen, man keine zwingenden Gründe gelten lassen wollte. Ja, daß sie — rasch entschlossen spielte Lisa ihren Trumpf aus — unverschämt nach den Männern angle, sei der Gipfel ihrer Prätension. Wie unangenehm der teuersten Freundin ihre Bemühungen um

Graf Paris sein müßten!... Die Baronin harrte der Wirkung ihrer mit dem Tone des herzlichsten Bedauerns, wobei sie die Hände der vor ihr Ruhenden teilnehmend ergriff, ausgesprochnen Worte. Die grauen verschatteten Augen hätten verraten, was ihre Worte zu verbergen nach einem langjährigen Hofleben nur zu geschickt waren, wenn nicht die Gräfin, im bittern Vorgefühle, wie nun einmal der Tag auf das ärgerlichste zu verlaufen bestimmt sei, nach dem Auskunftsmittel geforscht, der boshaft Teilnehmenden die ganze Last überzuwälzen, und dabei instinktiv ihre eignen Blicke gleichsam nach innen hätte sinken lassen. Konnte sie auch der Nebenbuhlerin aus Stolz nicht zugeben, daß sie eine wäre, sie fand ein Wort, das die zu ihrer Plage allzu Kinderreiche tief kränken mußte: »Mein Mann beschäftigt mich«, sagte sie spitz, »nicht so uneingeschränkt wie der Deine Dich, meine Liebste.« Der Baronin schoß das Blut in das magre Gesicht.

Ihre ganze Haltung ließ sie fallen und rief: »Und der Deine betrügt Dich uneingeschränkt, mein Schatz!« Die Gräfin hatte sich in dem geräumigen Armstuhle halb erhoben. Die Stirne vorgesenkt, die blauen Augen sprühend, rief sie: »Willst Du Dich etwa selbst damit brüsten, weil niemand anders ihm seine Geschmacklosigkeit neidet?« Den persönlichen Schimpf mit ihrer schneidendsten Waffe parierend, fuhr die Beleidigte auf: »Wohl magst Dus Geschmacklosigkeit heißen, gerade eine Frau Gurnemann mit den kärglichen Überresten eines Feuers zu beglücken, das in der Ehe trübe genug brennt!«

Unglückseligerweise erschien in diesem Augenblicke, da die beiden Frauen wie Fechter im Ausfall einander gegenüber hielten, Graf Paris. Das gewohnte lose Scherzwort erstarb ihm auf den Lippen, als er mit dem geübten Blicke des stets auf der Hut Schleichenden die Situation übersah. Die Baronin, hochgerötet, stand gehfertig.

Er ergriff ihre Hand, — jetzt galt es, mehr als die Stimmung einer Stunde: galt, die Bequemlichkeit vielleicht einiger Wochen zu retten, das fühlte er — küßte sie galant und zwang sie sanftgebieterisch an seine Seite. »Geheimnisse, Liebling?« rief er der Gattin zu, die sich langsam in den einer Ruhbank ähnlichen Sessel zurücksinken ließ, und zog die Baronin mit sich fort. Außer Hörweite von seiner Frau gelangt, begann er, die Baronin heftig mit dem Arm an sich pressend: »Was gibt's, was hast Du, Lisa? Eine Eifersuchtsszene mit Elviren?« »Abscheulicher!« — noch zitterte die Erregung in der gegen ihren Willen von der vernichteten Gegnerin also hastig Hinweggezerrten — »Ich verbiete Ihnen, mich so zu nennen!« »Warum, meine Göttin?« Er war stehen geblieben. Seine klugen kleinen Augen drückten maßloses Erstaunen aus. »Was habe ich verbrochen — außer an ihr, die Du, Böse, jetzt eben so schonungslos, scheint's, miß-

handelt hast?« »Was Sie verbrochen haben, Graf Paris? Sie wagen es, mich zu fragen?» «Ich wage es«, rief der Graf, der längst bei sich festgestellt hatte, daß Lisa der frühmorgendliche Besuch bei Jolanthen verborgen geblieben sein m u s s t e. »Ich wag' es.« »Ich aber habe keine Lust, in den Schlamm zu treten, Du — Sie Wüstling!« sprudelte die Wütende. Lächelnd versucht' er's, sie zu fassen. Sie sprang vor der Berührung wie rasend zurück. Er drängte nach. Sie stand an einem Boskett, in das der Weg abzweigend mündete. Sie hineinzwingen, ihr an den Hals fallen, ihren Mund, Stirn, Wangen, Hals und Augen mit heftigen, stürmenden Küssen bedecken, war die jähe Tat eines sieghaften Willens.

An ihrer Brust flüsterte er: »Innigstgeliebte, banne Deine schöne Eifersucht! Du weißt doch, daß ich einzig Dir gehöre!« Es gelang ihm, sie unter währenden Liebkosungen zu beschwichtigen. Arm in Arm verließen

sie das Boskett, Lisa mit sich selbst nicht im reinen, verlegen, willenlos. Er bat sie inständig, mit Gabriel, ihrem Gatten, zur Mittagstafel unbedingt zu erscheinen. Er werde bis dahin alles bei Elviren in Ordnung gebracht, eine förmliche Versöhnung vorbereitet haben. Er half ihr in die Sänfte, er drängte sich mit halbem Oberkörper ihr nach und ließ eine Weile seine schmeichelnde Hand auf ihrem Knie aufruhen. »Leb' wohl, meine geliebte Lisa«, flüsterte er. Und nachwinkend noch: »Auf Wiedersehen!«

Dem langsam Zurückwandelnden ward einigermaßen bange bei dem Gedanken, nun vor der Gattin erscheinen zu müssen. Er verzögerte seinen Schritt noch mehr. Aber der in allen Ränken und Abenteuern Erfahrne fand bald den Weg zum Erfolge. An der Windung, die zu ihrem Sitze geleitete, begann er zu laufen. Atemlos scheinbar stand der Geschmeidig-Hochgewachsne vor Elviren. Er kniete nieder. Er

stützte seine langen gebräunten Hände auf ihre Schenkel, die sie unwillig wegschob. »Elvire, meine Liebste, was hast Du?« rief er. »Du siehst einen unglücklichen Gatten im Staub vor Deiner Majestät!« Das theatralische Pathos wagte er mit seinem harmlosesten Lächeln, mit einer übertriebnen Geste der Verzweiflung zu begleiten.

»Ihr habt gestritten? Sie scheint erbittert, nur mit Mühe ist es mir gelungen, sie zu bewegen, daß sie wiederkehre. Ich habe versprochen, Versöhnung zwischen Euch zu stiften. Hilf dem Unseligen, der nicht ahnt, was die Unzertrennlichen hat entzweien können!«

Der Gräfin war reichlich Zeit geblieben, zu bedenken, womit die Leidenschaft Lisas sie überschüttet hatte. Unzählige Male hatte sie sichs wiederholt, daß diese nicht anders hätte handeln können, wenn sie nicht Gewißheit besäße, und hundertmal hatte sie selbst dem widersprochen. Nun lag ihr Mann vor

ihr, den sie scheute, vor dessen überlegner Klugheit, dessen Spotte der Enggeistigen immer bangte. Sie war in ihren Entschließungen noch nicht fertig, schwankte zwischen Stolz, Ingrimm und Zweifel. Er nützte den Moment. »Die arme Lisa hat Dir gewiß, nicht wahr, eine Eifersuchtsszene gemacht? Die gute Seele! Sie liebt mich eben heiß —.« Er lächelte boshaft. »Du siehst, wie behutsam ich ihre Hoffnungslosigkeit karessiere. Denk doch, Liebste, Süße, wie traurig es der Verblühten ums Herz sein mag. So oft sie Dich sieht, meine strahlende Aphrodite, wird ihr karger Leib von Neid geschüttelt. Gönn' ihr die Wonne eines kleinen Wutanfalls. Bedenke, die Frau hat sieben Kinder an ihrem dürftigen Busen genährt.« Dieses Argument verfehlte seine Wirkung. »Und ich keines!« Keuchend hatte sie's herausgestoßen. Dunkle Röte überzog ihr Antlitz. Die blauen Augen schimmerten. Aus seiner Ungeschicklichkeit gestaltete der Graf die zärtliche

Schlinge, mit der er die nun in Tränen — Bitterkeits- und Nerventränen — Gelöste, eine Taumelnde, einfing. Einen Arm um den schluchzenden Leib gelegt, auf sie einsprechend zärtlich-gedämpft wie auf ein Kind, führte der Gewandte die Rat- und Willenlose. Die kaum getrockneten Zähren mit vorgeneigtem Haupte, so gut es anging, bergend, schritt sie nun rasch an der stumm-erstaunt aufblickenden Jungfer vorbei in das innerste ihrer Gemächer. Doch sich der Abspannung hinzugeben, ließ ihr der kundige Gatte nicht Zeit, wohl wissend, daß es jetzt auf rasche Übergänge ankäme, jähen Szenenwechsel. Er schickte die Zofe sofort hinter ihr drein, selbst noch in der Türe mit sorglos heitrer Stimme mahnend, sich bei der Toilette nicht zu versäumen.

— — — — — — — — — — — — —

Die Tafel war im Freien, hinter dem Schlosse gedeckt. Der Platz der Gräfin glich

einer Blumenlaube. Man hatte eine dreiteilige chinesische Tapetenwand mit Gewinden bekränzt. Die zuhöchst angesteckten, lauter rote Rosen, sammelten sich wie ein Dach über dem Sitze. Der Kammerdiener war, nach einem letzten beherrschenden Blick über die Tafel hin, zu melden gegangen, daß man bedient sei. Die Gesellschaft befand sich, in Gruppen aufgelöst, in dem höher gelegenen Teile des alten Parkes. Die Herren boten den Damen die Hand und geleiteten sie die sanft absteigenden Wandelwege hinab, an getürmten Felsgruppen vorbei. Vor einem auf der Muschel blasenden pausbäckigen Götterknaben blieb Frau Gurnemann stehen, das schlohweiße Musselinkleid über dem weißen Seidenstrumpfe zierlich mit der Linken gerafft: »Er bläst heute den Triumph Ihrer Ehe, Gräfin Elvire.« Sie wandte das kecke Profil über die Achsel weg nach der Angesprochnen, die der Baron führte. Der Graf, mit der Baronin voraus, hielt an. Die

Baronin sagte ganz laut: »Man hört ihn nicht.« Niemand konnte die heftige Röte entgehen, die die Wangen der Gräfin heiß bis in die Schläfen hinauf überflog. Sie zwang sich zu einem Lächeln. Die große schöne Frau fand kein Wort der Entgegnung. Der Baron winkte seiner Gattin verlegen-mißbilligend zu. Der Graf blickte Jolanthen an. Sie hielt den Blick aus...

Die rote Reihe der Lakaien faßte die Sessellehnen an und neigte die gepuderten Locken.

Der Fähnrich von Turneck wandte bei Tische kein Auge von der Gräfin. Er schob sogar die weitgebauchte Vase, die ihm den vollen Ausblick auf sie hemmte, etwas zur Seite. Doch errötete er, da er sich sofort auch seiner Ungeschicklichkeit bewußt geworden war... Der Kapitän hatte sich's nicht nehmen lassen, ihn der Hausfrau selbst an der Hand aufzuführen. Es war ein zarter Junge. In seinem regelmäßigen frischen Gesichte

glänzten die Augen wie zwei dunkle Früchte. Er hatte die kleinsten Füße, die wohl je ein Fähnrich besessen haben mochte. Kaum um eine Spanne waren sie länger als die der stattlichen Gräfin. Als sie ihm die Hand reichte — der Aufruhr der bekämpften Bewegung stand ihr wie eine Flamme unter den Wimpern —, zitterte diese einen Augenblick. Der Fähnrich nahm's als ein gutes Omen. Er küßte die schmale Hand inniger, als es die Gräfin sonst verstattet haben würde. Jetzt saß er in lodernder Glut und trieb, da er des Weines nicht schonte, die Lohe nur immer höher und höher empor. Er liebte begehrend, mit dem wilden Willen rascher Jugend.

Gurnemann seinerseits ward zusehends verstimmter. Er, der gewohnt war, in gelassner Muße selbstgefällig der Gräfin zu huldigen, der in Duetten ihr als Sänger, dann wiederum, das Buch in der Hand, aus dem er Hymnen und Oden vorlas, als ein Gestalter, ein Dichter fast

sich ihr genähert hatte — so erschuf er den Augenblick —, fand sich heute wie von einem Feinde gedrängt. Unruhig wandelte sein Blick die Tischgenossen entlang. Seine gepflegte Hand zerknüllte das weiße Gebäck. Sein Fuß, ermutigt durch den Kampf um das Vorrecht, wagte sich an den Seidenpantoffel der Nachbarin. Hastig, empört, gewarnt vor diesem Gatten des verdächtigsten Weibes, zog die Gräfin das schlanke Bein zurück. Gurnemann erbleichte. Er fühlte einen Sieger über sich...Da trank mit ehrerbietiger Neigung, doch die verhaltne Leidenschaft im Blick und um die sanft gebräunte Lippe, der Fähnrich der Hausfrau zu. Sie dankte, indem sie an ihrem Glase nippend hinüberschaute. Gurnemann schien's ein Einverständnis. Er rückte den Stuhl ab... Der Kapitän bestritt aufgeräumt das Tischgespräch. Er höhnte über täppische Sitten mancher dem Kreise nicht ganz unbekannt gebliebner Landstädter. Nie war er herber, als wenn

er verurteilte, was er selbst an sich einst zu überwinden gehabt hatte. Graf Paris leitete den Kaskadenbach persönlichen Spottes in das behagliche Bett allgemeinerer Verhältnisse. Da kam an den Fähnrich auch die Gelegenheit, sich lauter vernehmen zu lassen. Er sprach hinauf zur Stirnseite, befeuerte seinen Witz an beifälligen Blicken. Die Gräfin ließ auf dieser Insel lauterer Kraft die Seele ausruhen. Ihr ekelte heute vor dem Kapitän, Gurnemann haßte sie geradezu. Der Unglückselige unternahm es gar, in vertraulichem Flüstertone sie gewissermaßen an Beziehungen zu mahnen, die sie eben jetzt durchaus nicht gelten zu lassen gestimmt war. Mit erhöhter Stimme, kalt, ja schneidend, mit einem verachtenden Blicke strafte sie ihn, lieferte den Flüsterer der allgemeinen Aufmerksamkeit in peinlicher Weise aus. Frau Gurnemann nahm's mit Genugtuung auf. Sie ahnte dieses schöne Bild ichsüchtigen Friedens verschattet, vielleicht

3

zerstört. Ihrem eitlen Manne gönnte sie jede Demütigung, um so mehr, als sie ihm gegenüber, den sie nicht willig ertrug, sich schuldig zu fühlen tief begründeten Anlaß, aber nicht die geringste Lust empfand. Die Baronin zürnte Paris noch immer, daß sie sich hatte zu einer Versöhnung willig finden lassen, so kalt gemessen diese auch vor sich gegangen war. Der junge Vikar am untern Ende der langen Tafel — es saßen noch unterschiedliche Gäste daran — beobachtete stumm die Runde. Kaum daß er hie und da auf offenbar mitleidige Fragen seiner Nachbarin, einer hochgewachsnen Base des Hausherrn, antwortete, die ihn durch ihre dunkeläugige sicherkalte Gegenwart eher verwirrte, als ganz zu sich selbst gelangen ließ. Komtesse Fanni hatte allen Grund, sich über ihren zweiten Nachbar, den knabenhaften Fähnrich, zu beklagen, der, unruhig nach oben hin gewendet, ihrer kaum achtete. Den Kapitän aber, der sich ihr oft vertraut-lächelnd zuneigte,

mochte sie längst nicht leiden. Sie ahmte ihm sonst gerne nach, wie er hochtönende Namen mit Behagen aussprach, als genösse er saftige Speise.

Im nachmittagskühleren Gange zwischen beschnittenen grünen Wänden längs dem weitgestreckten Becken der Neptunfontäne war es Gurnemann gelungen, Seite an Seite mit der Gräfin, sie ihren Schritt etwas verzögern zu machen. Aber als er, neuerlich unbesonnen, schüchterne Vorwürfe wagte, enteilte sie ihm und nahm mit Bestimmtheit den Arm des erbebenden Fähnrichs.

Gurnemann stand, klein, kurzhalsig, hochschultrig, einen Augenblick still. Dann machte er kurz auf den Hacken kehrt und schritt mit der Gebärde eines Schlüssigen hinweg . . . Am Flusse ward Anstalt zur Theaterunternehmung getroffen. Er mischte sich anordnend unter die Bediensteten, geriet mit dem Kapitän in leichten Streit, schrie einen Bootsknecht unwirsch an und brach sich an

3*

einem Laternenpfahle des Gerüstes den schön gespitzten Nagel des rechten Zeigefingers. Nun war seine Wut völlig.

Am Arme der schweigenden Gräfin war der Fähnrich — er zitterte von der Zehe bis zum Scheitel, der Schweiß drohte aus allen Poren ihm hervorzubrechen —, unwissend, ob er führe oder geführt werde, in den dunkelsten Teil des weitläufigen Parkes gelangt. Seine Gedanken waren, wie eine Tigerkatze alle ihre Sehnen zum Sprunge spannt, auf das einzige Ziel gerichtet: diese wunderschöne Frau zu besitzen oder — so schoß seine wilde Jugend kopfüber durchs Ziel — den Tod zu finden. Die bis an die Grenze des Wahnsinns stürmende Erregung seiner Pulse hatte sich der sonst so ruhigen Frau mitgeteilt. Auch ihr Blut brannte. Sie war sich des Aufruhrs ihrer aus dem Schlaf gescheuchten Sinne nicht bewußt. Unmut gegen den Verräter von Gemahl und die willigen Frauen, seine Mitschuldigen, erfüllte

sie. Ihr unklares Denken schloß immer mit dem tragischen Refrain »Rache«. Der Fähnrich schwieg. Als ob er gefühlt hätte, daß ihm, öffnete er nur den Mund, das Herz entschlüpft wäre, hielt er den immer drängender emporsteigenden Feind im Busen krampfhaft nieder. Daß dieser stärker wäre als sein bangender Wille — seine Feigheit, nannt' er's knirschend —, wußte er schon. Wollüstig ließ er ihn heranwachsen. Seine Augen verdunkelten sich von innen heraus, als er an einer Wendung des Weges der Gräfin zögernd um die Profillinie herum und vom Ohr hinab in den Nacken sah, hinter dessen weichem Flaum die Sonne, sich langsam senkend, brannte. Befangen wandte die Hohe den schlanken Hals. Da trafen ihre Augen die seinen, sie hielten einander fest. Noch kämpfte jedes mit Widerständen. Aber siegreich blieben diese fester und fester zusammenwachsenden Blicke... Er hielt sie in seinen Knabenarmen und

weinte vor schmerzendem Glück. Der Gräfin schlug das Herz bis in den Hals. Sie hatte die Augen geschlossen, ließ eine flammende Dunkelheit wie einen Vorhang niederrauschen über Ereignissen, deren jähen Sturz aufzuhalten sie sich nicht für fähig hielt. Wie eine Ertrinkende verschwand sie in den Wogen einer nie geahnten Leidenschaft... In ihm aber jubelte eine grelle Fanfare, und unwillkürlich sang er leise mit einer heisern Stimme, die aus den kochenden Tiefen der Sinne stieg, die stürmenden Takte eines Reiterliedes. Wie er sie ergriffen, wie er diesen unter dem knisternden Atlas gleich dem Edelwild mit den Flanken zitternden Leib sich unterworfen hatte, der sich an ihn drängte, als suche er eins zu werden mit der stählernen Härte seines überschlanken Körpers: er wußte es nicht. Es war Raub, wie Feuer raubt, aufbäumend, lodernd, verzehrend... Nun saß sie, die als eine Diana seiner Einbildungskraft erschienen war, ab-

weisend in ihrer majestätisch-kühlen, Lächelns ungewohnten, großlinigen Art, aufgelöst, ein sanftes seliges Kind, auf seinen Knien, das sonst so frei und gebietend getragene Haupt an seiner Brust, die warmen Finger um sein Handgelenk geschmiegt, haltlos, leise schluchzend in der Seligkeit der unbedingten Darbietung. Das Weib in Gräfin Elvire war erwacht, nackt lag es, mit weichen Gliedern, zärtlich, dankbar, demütig am Herzen des Lebens... Die Sonne stand tiefer zwischen den Baumkronen. Plätschern erhob sich. Sie hatten nicht sein geachtet. Und wie sie nun beide den glückgebrochnen Blick in süßer Müdigkeit an der Urne hinanstreifen ließen, in die aus einem bronznen Löwenhaupte das reine ruhige Wasser fiel, tauchte langsam die Welt herauf, lautlos, schattenhaft wachsend, und beschloß den unermeßlichen Horizont des Gefühls. Da fuhr die Gräfin mit beiden Händen zum verstörten Haarbau empor...

Der Graf, in Gesellschaft Jolanthens, fühlte sich einigermaßen unbequem. Ihm war es darum zu tun, die Baronin völlig auszusöhnen. Daran hinderte ihn Frau Gurnemann. Die Eitle war nicht willens, mit einer Alkovenfreundschaft sich zu bescheiden: sie verlangte Triumph im vollen Sonnenlichte der Sozietät. Der Graf seinerseits war nicht abgesinnt, die leicht Eroberte der Baronin hinzuopfern, dachte er doch die Zugängliche leicht wieder vom Augenblick und seinen Wonnen zu überzeugen. Mehr war ihm an der Baronin Freundschaft zu seinem Hause als an der Amour gelegen, die ihn flüchtig mit der Gurnemann verband. Die Baronin und seine Frau sollten im Leben noch eine weite Strecke zusammen gehen. Wohin die Woge die hübsche Jolanthe werfen mochte, war ihm im Innersten gleichgültig. Schon spitzte sich die Situation wieder bedenklich zu. Die Gräfin war verschwunden. Die Baronin mußte sich für doppelt ver-

nachlässigt halten, um so mehr, als sie ein Opfer gebracht hatte, das schwer und schwerer ihr Selbstbewußtsein belastete. Aber auch Frau Gurnemann empfand, daß heute mehr auf dem Spiele stand als körperliche Zuneigungen: ihre Stellung in diesem Kreise. Sie hatte sich — so ward's ihr, noch dunkel zwar, doch langsam immer deutlicher gegenwärtig — durch die Hingabe nicht, wie sie vielleicht vorübergehend hatte glauben mögen, den Grafen Paris und sein Haus gesichert, hatte im Gegenteil — ihr kleines braunes Gesicht überzog die wachsende Röte des Unmuts — durch diesen Schritt der sorgfältigst gepflegten Beziehung in ihrem Kern geschadet. Es galt, alles zu retten. So kämpften beide Frauen einen heftigen Kampf gegeneinander, indem sie, jede für sich, die Ereignisse dieses Tages, instinktiv mehr als verstandesmäßig, überflogen. Der Graf stand mitten inne und empfand die drohende Nähe dieser geballten Atmosphäre. Ent-

schlossen verließ er Jolanthen, sich der Baronin anzutragen. Er verschaffte der Verblüfften einen offenbaren Sieg, indem er sie am Arme mit rascheren Schritten weiterführte. Die Niederlage war für Frau Gurnemann vollständig, da sie sich dem Kapitän überlassen fand, indem der Baron es vorzog, mit Gräfin Fanni zu plaudern: er war Frau Jolanthen gegenüber seiner selbst nie ganz sicher. Der Kapitän, verdrießlich, aus den Regionen des Geblütes in das der Geduldeten zu geraten, wie denn gesellschaftliche Streber immer äußerst feinfühlig gegen Ballast sind, schritt stumm neben der Gurnemann einher. Ihrem Gatten waren einige der jüngern Herren an den Fluß gefolgt. Der Rest der Gäste verweilte in den Gewächshäusern. Der Pfarrer hatte sich, unbehaglich, verzogen.

So kam es, daß Gurnemann, als er, die Gesellschaft ans Wasser zu holen, zurückkehrte, niemand im Rondell fand. Verstimmt

und unschlüssig ging er umher. Er stieß auf den Fähnrich, den die Gräfin, plötzlich gewarnt, gebeten hatte, möglichst unbefangen zu den übrigen sich zu gesellen. Sie selbst war auf einem Umweg in das Schloß gelangt und saß nun erschöpft vor dem Spiegel des Trumeaus. Die Fenster standen offen. Das Abendrot brannte über den Gipfeln der Platanen. Ein leichter Lufthauch strich herein Sie schloß träumend die Augen. Ein paar verwelkte Blumen glitten aus ihrem Gürtel unterm Busen...

Der Fähnrich sprach mit krampfhafter Laune auf Gurnemann ein. Als dieser nach der Gräfin fragte, erhielt er eine verlegene Antwort. Ein Argwohn, den seine Eitelkeit sich nicht eingestehen mochte, stieg in dem Übelgesinnten auf. Schon kündete Fackelschein vom Flusse her den Beginn der Darstellung. Ein Chor erscholl. Graf Paris sammelte die kleine Gesellschaft. Man fahndete nach der Hausfrau. Niemand wollte sie

gesehen haben. Der Graf sandte einen Bedienten ins Schloß. Frau Gurnemann trat an ihn heran, gewillt, ihn nicht mehr freizugeben. Er wich ihren fast drohenden Blicken aus. Doch hielt sie sich an seiner Seite. Der Kapitän bot der Baronin den Arm und war sofort in den aufgeräumten Ton geraten, der Wissenden ankündigte, er befinde sich in der ihm genehmen Atmosphäre. Die Gräfin erschien. Gurnemann, bleich vor Aufregung, stellte sie mit seinen Augen zur Rede. Ängstlich verfolgte der Fähnrich ihre Bewegungen. Die kurze Zeit, die zwischen der leidenschaftlichen Szene und dieser Begegnung lag, hatte sich ihm mit Ewigkeiten gefüllt.

Man war an das Ufer gelangt. Sitze warteten der Gäste. Die Bedienten hielten Mäntel in Bereitschaft. Die Fackeln warfen einen zitternden Schein auf die stummen Fluten. Eine Fähre legte an. Gurnemann zögerte... Da wandte sich die Gräfin. Nur ein Augen-

blick war's, aber wie ein Tiger hinter ihm her, hatte Gurnemann ihn gepackt, diesen flüchtigen Blick, der zärtlich-vertraut den Fähnrich suchte. Der Gräfin schlug das Herz gewaltig. Sie wußte von der Gefahr. Sie sah den ergrimmten Feind. In Gurnemanns Antlitz waren alle Muskeln gestrafft. In dieser Qualminute fand die sonst so Unberatene, was einzig taugen konnte: sie ließ ihr Auge in dem Gurnemanns verweilen, zwang sich mit übermenschlicher Anstrengung zu einem Lächeln. Gurnemanns Krampf entspannte sich. Noch zögerte er. Da gewann ihr Lächeln Sicherheit. Der Kopf schwindelte ihm. Und das Lächeln warb... Aber auch Frau Gurnemann, der sich Graf Paris geschickt entwunden hatte, war dieses Lächeln nicht entgangen. Sie sah ihres Gatten Unterliegen, sah die Schöne, Gehaßte Siegerin über den kleinen, verachteten Mann. Wehrlos stand sie. Ihr Busen flog...Der Kapitän mahnte jovial den Hauptakteur an seine

Rolle. Gurnemann sprang auf die Fähre. Die Gräfin ließ sich völlig ermattet in einen der leichten Stühle nieder. Der Graf trat vor und kündigte, ihre Hand ergreifend und küssend — sie ließ sie ihm willenlos —, mit launigen Worten das Spiel an... Kaum hatte er einige Sätze gesprochen, als ihn ein Geräusch von der Fähre her unterbrach. Man strengte sich an, zu sehen, was es gäbe. Die Fähre war in den Schatten gelangt. Gurnemann, in der heftig erregten Stimmung, die ihn bezwang, war, auf dem Floße vorwärts eilend, mit der Bewegung des langsam wieder heran geruderten Fahrzeugs in Gegensatz geraten und gestrauchelt... »Es ist nichts!« rief er hinüber, da der Graf mit mächtiger Stimme — er warf seine Unruhe so von sich in die Luft — anfragte.

Die Fähre schwamm näher. In einem weißen Mantel stand Gurnemann an der Längsseite. Die Mandolinen begannen. Sonst herrschte Schweigen. Nur die Wellen kämpften

gurgelnd gegen das Hindernis der durch das Einstemmen der Ruderstangen gestauten Plätte.

Während Gurnemann sang, bemühte er sich, das Dunkel am Ufer zu durchdringen, das bei dem verstärkten Scheine der an Bord der schwimmenden Bühne allmählig reichlicher entzündeten Fackeln nur immer tiefer drüben heraufwuchs. Einen Augenblick glaubte er den Fähnrich zu erkennen, dessen schmales Gesicht sich hinter den Schultern der Gräfin hervorbog. Er deutete den Knechten an, näher anzufahren. Der Nachtwind rauschte durch die Kronen der alten Bäume. Wie magnetisiert verfolgte die Gräfin Gurnemanns Bewegungen. Die Worte seines Liedes verklangen vor ihren Ohren. Die Fülle dieser Stunden machte ihr Herz heftiger und heftiger schlagen. Sie fühlte ihre Sinne schwinden. Die Schatten der Fackeln tanzten über dem Wasser. Die Bäume schienen sich bis auf sie herabzuneigen. Drohend schimmerte ihr

Gurnemanns gespenstisch blasses Antlitz entgegen. Mit einem leisen Aufschrei sank sie in Ohnmacht... Wie ein Rasender drängte Gurnemann an den Rand der Fähre. Er sah den Fähnrich zu Füßen der Gräfin. Unwilligen Sinnes, schienen ihm die Leute nicht schnell genug zu rudern. Mit einem verzweifelten Satz erreichte er das Ufer, glitt an ihm aus und versank im Wasser. Nun drängte alles zum Flusse. Den Jüngling von seiner Frau fortschiebend, versuchte Graf Paris, die Bewußtlose zu sich selbst zu bringen. Der Kapitän hatte eine Ruderstange erfaßt, an der er die Fähre rascher heranzog. Gurnemann schien unter diese geraten zu sein. Der Fähnrich, ausgeschlossen von der Geliebten, im allgemeinen Tumult seiner selbst kaum bewußt, warf sich in den Strom. Es gelang ihm, Gurnemann zu erfassen, den der weiße Mantel, schwer ihn umwindend, hemmte. Atemlos, den Mund voll Wasser, gurgelnd, klammerte sich dieser an ihn an. Da drang

gerade die Fähre mächtig gegen die Ringenden. Gurnemann hatte den Fähnrich an der Kehle erfaßt. Wie im Wahnsinn drückte er zu. Der Jüngling sank unter. Die Fähre — an der jetzt Gurnemann sich fing — ging über ihn hinweg. Die trampelnden Schiffer schrien. Mit Zischen verlöschten einige Fackeln stürzend im Wasser...

Als die Gräfin die Augen aufschlug, erblickte sie den schnell geborgenen Toten. Man hatte den Mantel über seinen Körper gebreitet, die gräßlich verzerrten Züge noch nicht bedeckt. Neben der Leiche stand Gurnemann, vor Kälte zitternd. Der Kapitän, mit gesenkten Mundwinkeln, hielt eine Fackel.....

DAS STELLDICHEIN

Ein Nachtstück

Artur Schurig

sein Bruder in Stendhal

Der Marquis de Troailles, ein blutjunger Attaché der französischen Mission in Wien, genoß das heitre Leben dieser hellen Stadt mit der bewunderungswürdigen Ausdauer eines neu Angekommenen. In jeder schönen Frau sah er das Ziel eines siegreichen Angriffs. Er hatte sich schon während der ersten Tage nach seinem Eintreffen in allen Häusern des Adels einführen lassen, und da er noch in der Hochflut der Saison seine Zuteilung erlangt hatte, war er auch alsogleich mitten im Tumulte der gesellschaftlichen Lustbarkeiten. Seine feurige Jugend, sein lebhaftes Auge, der Liebreiz seiner feinen Züge, die etwas von einem vortrefflich gezogenen Pferde besaßen, die Anmut seiner gewandten Höflichkeit, nicht zuletzt auch der Ruf großer Reichtümer — er war der einzige Sohn ihn vergötternder Eltern — boten ebensoviele

Garantien der glücklichsten Attachements. Und bereits besaß der vielfach Gerühmte, heimlich Beneidete auch einen nicht zu verachtenden Feind, ein Umstand, der das Interesse, das man an dem schönen Fremden nahm, nur noch steigern konnte. Ohne viel nach bestehenden Beziehungen zu fragen, hatte der Marquis unter andern der Gräfin Fanny Hohenmauth, der Gattin eines hohen Funktionärs der Monarchie, seine begehrende Huldigung zu Füßen gelegt und, gewöhnt, nicht allzu lange zu tändeln, nachdem er der entzückenden Frau ein paarmal an drittem Orte begegnet war, sie allein zu Hause zu finden die günstigste Gelegenheit wahrgenommen. Durch die verdüsterten Spiegelsalons mit den vom Fußboden aufreichenden chinesischen Vasen und den vergoldeten Pfeiler-Konsolen war er, vom Lakaien geführt, in das Boudoir der Gräfin gelangt, die ihn — sie hatte sich eigentlich überraschen lassen — etwas verlegen empfing.

Gräfin Fanny wußte, warum sie bangte. Es war die Stunde, da sie jeden Augenblick George Allan Seymours Besuch gewärtigen mußte. Dies aber war der Gebieter der reizenden Dame. Der Marquis, nachdem er sich mit einem Blicke vergewissert hatte, daß sie allein sei, küßte der Gräfin mit zarter Inbrunst die schmale Hand, und, indem er sie in der seinen behielt, sah er, das von lockigem Haar umrahmte Jünglingsantlitz erhebend, mit einem seiner schmachtendsten Blicke in diese kornblumenblauen Augen. Ihre Befangenheit stieg, da er sich mit der Ritterlichkeit des gebornen Frauenfreundes auf ein Knie niederließ und an die leis Erschauernde folgende Worte richtete: »Gräfin, Sie sehen, daß ich alles auf der Degenspitze trage: Ehre, Leben und Herz. Ich liebe Sie vom ersten Augenblick an, da ich das Glück hatte, Sie zu sehen. Ich bin Ihrer mit allen Gedanken des Tages und der Nacht. Ich kenne kein andres Ziel als

Sie. Hier lege ich mein Geschick in Ihre kleinen Hände!« Nach diesen mit einer wohlklingenden gedämpften Stimme rasch, aber deutlich gesprochnen Worten erfaßte der Marquis auch die andre Hand der Dame, vereinte beide sanft, indem er sie mit der Rechten umfaßte, und legte die Linke leicht an die Stelle, wo unter dem Spitzenjabot sein junges Abenteurerherz pochte. Da schlug die kleine Pendüle auf dem weißen Marmorkamin die vierte Stunde. »Stehen Sie auf, Marquis«, sagte die Gräfin mit einer Stimme, in der dem Knienden Verheißung zu beben schien, »stehen Sie auf! Es könnte jemand kommen.« Der Marquis jedoch, ohne sich von der Stelle zu rühren, rief: »Sagen Sie, ob Sie mich lieben können, Gräfin, ob ich Sie lieben darf!« Da dem durch die Angst geschärften Gehör der Gräfin soeben aus den anstoßenden Gemächern nahende Schritte vernehmbar wurden, entwand sie mit einer vom Entsetzen gestärkten

Bewegung des Oberkörpers ihre Hand der Umklammerung des ungestümen Liebhabers, und, indem sie einen Schritt zurück sprang, flüsterte sie, nur um diesen gefährlichen Auftritt zu beendigen, mit geschloßnen Augen — der Marquis deutete das Zeichen günstig —: »Vielleicht«. Sofort stand er auch wieder auf seinen Füßen, schob den Degen zurecht und legte die Hand auf die Lehne eines mit lilarotem Damast überzogenen Fauteuils. Die Schritte erklangen nun unmittelbar hinter seinem Rücken. Er wandte sich um. Der Bediente meldete Mr. George Allan Seymour, und der Gemeldete folgte ihm fast auf den Fersen. Der Marquis sah ihn an und erkannte in ihm seinen Feind.

Allan Seymour war ein hochgewachsner Mann von einigen Dreißig. Vollendet war die Schmalheit seiner Hüften, vollendet die Breite seiner Schultern, auf denen ein runder mächtiger Nacken saß. Dieser trug einen dämonischen Kopf. Das Gesicht hatten

Leidenschaften zerrissen. Der Mund schien eine aufgebrochne Spalte. Die Augen wanderten unaufhörlich.

Die Gräfin war einer Ohnmacht nahe. Die beiden Diplomaten begrüßten einander kalt. Und als der Marquis nach einem kurzen gleichgültigen Gespräche ging, schlug jener, der sich rasch wieder gesetzt hatte, gelassen Bein über Bein. Diese Bewegung erfüllte den Scheidenden mit einer unsäglichen Wut.

Zwei Tage darauf bei einer großen Cour sagte der Marquis zu der schönen Gräfin: »Gräfin, ich will nichts wissen von einem Nebenbuhler. Aber auf daß Sie sicher seien, habe ich mit Ihrer Kammerfrau ein Einverständnis getroffen.« Die Gräfin erbleichte. Die Kühnheit dieses Vorgehens war ihr wie eine Verheißung gewalttätiger Ereignisse.

Das Einverständnis mit der Kammerzofe hatte sich einfach genug treffen lassen. Der Bediente des Marquis war beauftragt worden, noch an demselben Abende, da Hector

de Troailles der Gräfin seinen ersten, so ungewöhnlichen Besuch abgestattet hatte, sich dem Mädchen zu nähern und ihr die Liebe seines Herrn anzutragen. Er hatte den Befehl zur vollsten Zufriedenheit beider Teile ausgeführt. Er konnte alsbald dem Marquis berichten, daß Pepi, die übrigens ein äußerst liebenswürdiges Geschöpf wäre, sich der Ehre solcher Zuneigung völlig bewußt sei. Darüber, wie sein Gebieter dazu gekommen sein mochte, ihrer gewahr zu werden, hatte dem Verschlagenen der Augenblick hinweg helfen müssen. Er beließ der Angelegenheit den Rosenschimmer eines duftigen Geheimnisses, was das junge Ding nur um so sehnsüchtiger zu stimmen geeignet war.

Am dritten Tage nach jenem ersten Besuche, gegen elf Uhr nachts, fand sich der Marquis, der durch seinen Bedienten alle Wege hatte ebnen lassen, im dunkeln Mantel unter den Arkaden des zweiten Hofes im Palais Hohenmauth ein. Ein Windlicht beleuchtete den langen

Korridor, der zu den Küchen und Gesinderäumen führte. Leise trat der Jüngling in den Hof. Rund um den mit Steinen gepflasterten innern Raum liefen in nahezu doppelter Stockhöhe, wie im Vorderhause, Galerien.

Er hatte nicht allzu lange gewartet, als ein leichter Schritt aus der Tiefe des finstern Korridors sich vernehmen ließ. Zaghaft kam Pepi heran und fühlte sich alsogleich zärtlich umfangen. Das Mädchen unter die Leuchte ziehend, wo er es mit einem prüfenden Blicke musterte, sagte der Marquis: »Meine süße Kleine, wo ist deine Kammer?« Nach dieser kurzen Ankündigung eines romantischen Liebesunternehmens, das der Zofe seit zweimal 24 Stunden den Kopf verwirrte, und nachdem er sie noch herzhaft abgeküßt und an sich gepreßt hatte, gab er ihr durch eine entschiedne Wendung seines Körpers zu verstehen, daß er nunmehr mit ihr zu gehen bereit sei. Das arme Ding, das sich beileibe nicht einen so raschen Verlauf des Abenteuers

vermutet hatte, versuchte einige Abwehr. Aber der energische Arm des jungen Mannes zwang sie zu einer kleinen Wendelstiege, die von oben her düster erleuchtet war. Ohne weitern Widerstand, willenlos, ließ sie sich von dem mit der Örtlichkeit bald Vertrauten führen. Der Marquis genoß in den sanften Armen dieser demütigen Magd seiner Wünsche ein ungestörtes Vergnügen, das ihm um so reizender erscheinen mußte, als er das Manöver mit der Kammerjungfer eingeleitet hatte, ohne im entferntesten die Möglichkeit eines so annehmbaren Genusses zu gewärtigen.

Einige Tage hatte er seine bescheidene Kleine mit den Abfällen sozusagen einer großen Passion zu beglücken gewußt, als er die Zeit für gekommen erachtete, das Abenteuer in seinem Sinne zu nutzen. Mittlerweile war er auch in andrer Richtung nicht müßig gewesen. Er hatte sich wieder einmal, und zwar zur Stunde, da Seymour bei der Gräfin

sich einzufinden pflegte, im Boudoir der verehrten Frau gezeigt und nicht versäumt, den schweigsamen Allan, den er diesmal durch Beharrlichkeit mit ihm fortzugehen nötigte, in der vertraueneinflößenden Sorglosigkeit frischer Jugend auf das charmante Verhältnis aufmerksam zu machen, das ihm durch einen liebenswürdigen Zufall im Hotel Hohenmauth sich ergeben hätte. Der Unglückliche ahnte nicht, daß Seymour durch diese Mitteilung, hinter der er nichts anders als eine Finte zu argwöhnen imstande war, nur um so wachsamer seinen Schritten nachzuspüren bewogen ward. Er glaubte, alles getan zu haben, den schwerfälligen Gefährten über einen etwaigen Verdacht zu beruhigen, dessen völlige Grundlosigkeit darzutun die unumwundene Aufklärung ihm bei seiner Menschenunkenntnis geeignet erschien.

Bei einer Pirutschade war es, daß sich der Marquis, der, mit den andern Kavalieren wetteifernd, Gräfin Fanny die üblichen Huldi-

gungen dargebracht hatte, scheinbar harmlos an ihre Seite tretend, indem sich ihr Wagen wieder in Bewegung setzte, diese schnellen Worte ihr fast ins Ohr zu flüstern unterfing: »Gräfin, ich werde morgen nachts in Ihrem Schlafgemach auf Sie warten.« Während die Lippizaner in immer rascherem Trabe sich der Kortege anschlossen, hatte die Gräfin an der Seite ihres schwerhörigen Gatten Zeit, über die Kühnheit dieser Ankündigung sich zu beruhigen. Selbstverständlich würde sie dem mehr als tollen Unternehmen rechtzeitig noch zu steuern wissen. Der Abend des kommenden Tages war einem großen Empfange geweiht, den der Gesandte Spaniens den Vertretern der Mächte und der Elite der Gesellschaft gab. Spät genug angesetzt, mochte sich das Fest, wenn sich die Mitglieder des Hofes zurückgezogen hätten, wohl weit über Mitternacht erstrecken. Immerhin war es von dem Marquis eine Vermessenheit sondergleichen,

5

mit der Neigung des Grafen zu langwierigen Spielpartien rechnend, eine verhältnismäßig so frühe Stunde für ein Stelldichein unter dem ehelichen Dache seiner Dame zu wählen. Die Gräfin ertappte sich in einiger Verlegenheit bei Erwägungen über die Möglichkeiten, nicht etwa wie der Marquis von seinem frevelhaften Beginnen durch energische Zurechtweisung abzubringen wäre, sondern wie die Ausführung des in seiner Verruchtheit so verführerischen Unternehmens sich wohl gestalten würde. An diesem Nachmittag ergab sich keine Gelegenheit, den Marquis zu warnen; denn schon hatte sich die zuerst beabsichtigte schroffe Zurechtweisung des jungen Mannes in mißbilligenden Tadel, dieser aber im Verlaufe der stummen Erörterung in eine dem Leichtsinnigen nicht vorzuenthaltende Warnung verwandelt, ohne daß die Gräfin sich dieses Umschwungs ihrer Anschauung völlig bewußt geworden wäre.

Als Gräfin Fanny am andern Tag erwachte

und ihr auf silberner Platte von Pepi das Frühstück serviert wurde, fiel ihr — es war hoher Mittag — das bevorstehende Ereignis dieser Nacht ein und, indem sie sich eines frühern andeutenden Wortes des Marquis, das sie anfangs wohl verblüfft hatte, später jedoch von ihr im geselligen Taumel wieder vernachlässigt worden war, entsann, glaubte sie, ein übriges getan zu haben, wenn sie dem Mädchen mit strengen, aber nicht weiter bei der peinlichen Sache verweilenden Worten die gefährliche Betrauung verwiese. Kaum aber hatte sie der mit gesenkten Augen sie bedienenden Zofe auch nur den Namen des Marquis genannt, als das Mädchen, sich und sein vermeintliches süßes Geheimnis verraten wähnend, weinend der Gräfin zu Füßen fiel und sie um Gottes und aller Heiligen willen beschwor, ihre Gnade ihr nicht zu entziehen. Die Verwirrung der Magd deutete die Gräfin in ihrem Sinne, sie verbat sich jedes weitre Wort, verwies Pepi ernstlich ihre Unvor-

5*

sichtigkeit, und, innerlichst gerührt über die mutige Hartnäckigkeit des schönen Jünglings, der sich wirklich schon aller Mittel und Wege, zu seinem Ziele zu gelangen, versichert zu haben schien, entließ sie sie mit der zweideutigen Weisung, in Hinkunft ihr eignes Wohlergehen besser im Auge zu behalten. Keinen Moment ward sie gewahr, daß, hätte das Mädchen wirklich als die vertraute Unterhändlerin des Marquis vor ihr gestanden, ein ganz andres Benehmen der erzürnten Herrin am Platze gewesen wäre. Pepi entfernte sich mit Zittern. Ein Briefchen, ihr am Morgen von jenem findigen Bedienten zugesteckt, hatte ihr den Besuch des vornehmen Geliebten für diese Nacht in Aussicht gestellt. Sie wußte sich keine Möglichkeit, den Besuch hintanzuhalten, war aber entschlossen, den Marquis diesmal nicht in ihre Stube einzulassen. »Diesmal«, wiederholte sie sich. Denn mit heißem Erröten gestand sich das arme Ding, daß ein jähes

Abbrechen der süßen Verbindung ihr das Herz auf Lebensdauer versehren müßte.

Der Abend kam heran. Die Gräfin ließ sich von Pepi beizeiten ankleiden. Im hohen Spiegel ihres Trumeaus fing sie gelegentlich scheue Blicke der Zofe auf, die zu bemerken sie sich selbst verwehrte. Während ihr Pepi mit bebenden Fingern das Haar ordnete, waren die Gedanken der beiden Frauen bei dem kühnen Abenteurer, der unterdessen, von Seymour zur Besichtigung eines vor kurzem aus England eingetroffnen jungen Pferdes eingeladen, das unruhige Tier auf der Reitbahn zwischen seinen Schenkeln auf die in seinen Muskeln noch verborgnen, erst zu entwickelnden Fähigkeiten prüfte. Mit verschränkten Armen, finster lauernden Blickes wie immer, stand der Besitzer inmitten des mit feinem Sande bestreuten Kreisrundes, während die Frühlingsdämmerung langsam einfiel. Durch einen seiner Spione war er in Kenntnis des von dem Franzosen mit Pepi

für heute verabredeten Stelldicheins, und argwöhnisch wie nur je der an die Reize einer andauernden Liaison gewöhnte Liebhaber einer nicht eben unzugänglichen Frau, hatte er dieses wie jedesmal seine besondern Vermutungen. Auch war sein Plan schon zum Entschlusse gereift. So oft der Marquis das Kammermädchen aufsuchte, hatte Allan die Gräfin — mit der er sich fast täglich irgendwo traf — nicht aus den Augen gelassen. Weiters war ein Bedienter des Hauses bestochen, der über die Zusammenkünfte des sorglosen Parisers mit der kleinen Kammerzofe zu berichten hatte.

Strahlend in Jugend und Schönheit, der die innerliche Erregung einen neuen eigentümlichen Reiz verlieh, erschien die Gräfin auf der spanischen Botschaft. Sie war so entouriert, daß geraume Zeit weder Allan noch der Marquis sich ihr zu nähern in die Lage kamen. Der Engländer sagte ihr, als er ihr die Hand küßte — es stand nur der

apostolische Nuntius unmittelbar daneben, ein paar jüngere Herren waren, als sie den Günstling kommen sahen, bewundernd und nicht ohne Scheu vor dem berühmten Fechter zurückgetreten — »Der Kutscher hat Ordre.« Die Gräfin erzitterte. In ihren Diensten befand sich seit einigen Wochen ein Kutscher, den Seymour dem Grafen abgetreten hatte, ein jenem blind ergebner totsichrer Landsmann. Da ihre Zusammenkünfte in der Flucht der Saisonvergnügungen dem beiderseitigen Wunsche nicht häufig genug sich ergeben hatten, war zwischen den Beteiligten das Übereinkommen getroffen worden, daß der Kutscher die Gräfin an gewissen Abenden, wenn ihr Gemahl dem geliebten Spiel oblag, auf eine Stunde zu Seymour führte, dann aber, wofern er den Grafen nicht abholte, leer nach Hause fuhr, während die Gräfin später zur pünktlich festgesetzten Heimkehr einen von Seymour bereit gehaltenen Wagen bis an die Hinter-

pforte des Palais benützte. Es war im Laufe der Wochen niemals vorgekommen, daß der alternde Gatte die Gemächer seiner jungen Frau zur Nachtzeit besucht hätte. Übrigens waren diese kurzen nächtlichen Stelldichein nur als eine Gunst dazugekommen, die die vor Seymours Jähzorn zitternde Gräfin ihm nicht abzuschlagen wagte, obgleich sie jedesmal mehr tot als lebendig nach Hause kehrte.

Die Ankündigung hatte sie wie ein Blitzstrahl getroffen. Sie behielt so viel an Geisteskraft, ihm nicht sofort abzusagen, was unfehlbar nur Unheil gestiftet haben würde. Aber ihr Kopf rang nach einer annehmbaren Ausflucht, die sich im Laufe des vorgeschrittenen Abends ergeben würde. Als sie nach dem spät servierten Souper mit qualverdunkelten Blicken Allan suchte, war er nicht zu entdecken. Er hatte sich bereits in seine Wohnung begeben, denn er hielt es nicht für nötig, weitere Verabredungen zu treffen.

»Heute haben Sie Ihre Seladons bald verlassen, teuerste Gräfin«, sagte eine näselnde Stimme neben ihr, als sie, die Hand an die hoch wogende Brust gedrückt, einen Augenblick geistesabwesend auf ihre Fußspitzen starrte. Es war eine alte Exzellenz, die sich diese Vertraulichkeit gegen die junge Frau herausnahm. Sie lächelte mit ihren weißen geraden Zähnen und sagte: »Sie haben sich beide heute nicht allzusehr angestrengt.« Aber während sie diese Worte aus der umschnürten Kehle hauchen ließ, hatten ihre gehetzten Gedanken nichts als den verblutenden Verzweiflungsschrei: Was tun, um Gottes willen, was tun! Denn daß auch der Marquis seiner Ansage sich getreu erweisen würde, stand ihr über jedem Zweifel.

Dieser hatte, ohne sich von jemand zu verabschieden, seinen Wagen bestiegen und sich zu einer Straßenkreuzung führen lassen, die, in einiger Entfernung des Hotels Hohen-

maut, abgelegen genug war, das Ziel seiner Fahrt zu verbergen. Zu Fuß — er entließ den Kutscher — setzte er den Weg fort, alle Glückseligkeit des Freibeuters im Herzen. Bald stieg die dunkle Masse des alten Hauses vor ihm auf. Die Toreinfahrt stand offen. Der Pförtner schlief, wie gewöhnlich. In seinen Mantel gehüllt glitt der Marquis an der gegenüber liegenden Wand vorbei durch einen Gang zum zweiten Hofe. Wieder sah er über sich das hohe Kreisrund der altertümlichen Emporen, deren eine — das wußte er — vor dem Schlafgemache der Gräfin gelegen war. Der Mond hatte einen Hof. Der heftige Frühlingswind gelangte nicht hinab in den stillen Kessel, aber die am Himmel stürmisch treibenden Wolken verrieten seine junge drängende Kraft. Pepi, die in dem obern Stock an einem der aneinander stoßenden Glasfenster der geschlossnen Galerie voll Bangen gelauscht hatte, erschien in Hast, mit den

Zeichen hochgradiger Erregung. »Die Gräfin weiß alles,« stieß sie mit keuchender Brust hervor. »Du hast ihr doch nicht gestanden?« rief der Marquis. Das Mädchen mußte sich erst besinnen, ob und was sie gestanden haben könnte. Sie erinnerte sich wirklich nicht mehr des Inhaltes der demütigenden Unterredung, obwohl ihr alle Begleitumstände, bis auf den Reflex der durch ihre Hand gleitenden Haarflechten ihrer Herrin, bewußt waren. Nach einigen schlecht genug versinnlichten Kreuzfragen hatte der Marquis sich so weit vergewissert, daß die Dame seiner Wünsche nicht etwa in die allzu fleischlichen Umwege eingeweiht sein möchte, die ihn zum Ziele zu führen bestimmt waren. Der Eifersucht des Weibes in der Gräfin hätte er seine Sache nicht ausliefern wollen. Als er nach einigem Sträuben in Pepis Kammer angelangt war, verlangte er, wie von einer plötzlichen Neugierde gestachelt, das Schlafzimmer der Gräfin zu sehen. Im Gefühle doppelten Un-

rechts gegen die Herrin, die sich ihr im besondern erst heute so gütig erwiesen hatte und deren ihr anvertraute häusliche Stille sie durch das heimliche Einführen eines Fremden ungescheut unterbrochen, ja geschändet zu haben sich würde vorwerfen müssen, ließ ihn das Mädchen ein. Er verweilte lange im Anblicke der einzelnen Gegenstände des schweigenden, von Weiß beherrschten Raumes. Stumm hielt die Zofe Wacht über allzu vorwitzige Blicke ihres Beherrschers. Da er eine dritte Türe bemerkte — die eine führte zu einem Ankleidezimmer, die zweite in einen kleinen Vorraum, an den sich das vordere Stiegenhaus schloß —, wollte er wissen, wohin sie leite. Pepi öffnete, und ruhige Mondeshelle drang in das Gemach, umspülte das bereitete Bett. Sie traten auf eine Art von verglaster Altane, eine der Emporen, die um den Hof sich reihten. Er sah durch das Fenster — es stand halb offen — in eine ziemliche Tiefe

auf die Steinfliesen des zweiten Hofes hinab. — In diesem Augenblick erscholl ein dumpfes Rollen hinter Mauern. »Die Gräfin!« rief das Mädchen erschreckt. Auch den Marquis hatte dieses Geräusch merkwürdig ins Herz getroffen. Es war nicht die gewohnte sieghafte, nur nach Erfüllung durstige Zuversicht, die in dem Auflauschenden ihre stolzen Flügel breitete, es war wie die dumpfe Ahnung eines ungewissen Schicksals, das ihn überschattete. Auch eine plötzliche Erinnerung an das gütige Gesicht seiner fernen Mutter stieg wie eine mahnende Vision vor seinen innern Augen auf. — Schon aber hatte die Kammerfrau ihn fast fußfällig beschworen, das Schlafzimmer augenblicklich zu verlassen. Er zögerte. Er konnte sich nicht trennen von der Ruhe dieser erwartenden Wände, dem schlichten Betpult, auf dessen dunkelbrauner Diele sie ihre tägliche Andacht verrichten mochte, dem schneeigen Bett, auf dem das sanfte Mondlicht flutete. Da man im Korridor

unten eine Glastüre gehen hörte, erzitterte das Mädchen am ganzen Körper, und indem sie ihre Bitte eindringlicher und ihre eigne gefährdete Person in den Vordergrund schiebend wiederholte, wollte sie den Marquis, an den sie sich, wenn er nicht an ihrer Brust lag in der Stille der Nacht, kaum heran wagte, leis an der Schulter in das Nebengemach drängen. Er aber war, als hätte er Zeit und als ginge ihn die ganze Sache nichts an, in seltsamen Heimatsgedanken, zu denen ihn der mild leuchtende Mond stimmte, wieder durch die geöffneten Türen auf die Altane getreten und stand, die Hand auf die Fensterbrüstung gelegt, in den Anblick des lichtgebadeten Hofes versunken. Diesen Moment benutzte die vor Sorge um ihre Sicherheit ganz außer Besinnung gebrachte Kammerzofe, hinter ihm die Türe zu schließen und mit einer raschen Bewegung auch alsogleich zu versperren. Er sah sich auf der Empore un-

mittelbar vor dem Schlafzimmer seiner Dame mit sich selbst und dem Mond eingeschlossen. Die Sache kam ihm nicht eben anheimelnd vor. Er klopfte, aber er hörte wieder eine Türe gehen und unterließ die Wiederholung des vorläufig wohl vergeblichen Versuches, das Mädchen an sein Versäumnis zu mahnen.

Pepi war der Gräfin entgegengeeilt, die, unfähig, sich den Gefahren zu stellen, die ihr aus dem Zusammentreffen der beiden Rivalen drohten, ihren Gatten durch das Vorschützen einer plötzlichen Unpäßlichkeit vermocht hatte, vom Spieltische, unwillig genug, aber nach außen höflich wie immer, sich zu ungewohnter Zeit zu erheben und sie auf ihre dringende Bitte nach Hause zu begleiten. Der von Seymour, den er fürchtete wie den Teufel, angewiesene Kutscher hatte, da er also den Grafen ins Schloß zu bringen sich genötigt sah, sofort nach seiner Ankunft im Stalle die Pferde einem der schlaftrunknen

Stallburschen übergeben und war spornstreichs zu seinem Gebieter gelaufen, ihn über das Geschehnis aufzuklären. Seymour, dessen Wagen im Hofe hielt, ließ den Mann, nachdem er seine Meldung, ohne ein Wort zu erwidern, entgegengenommen hatte, stehen, wo er stand, und fuhr unverzüglich zum Hotel Hohenmauth. Auch auf die geringsten Vorsichtsmaßregeln verzichtend, ohne Degen, im leichten Nachtgewande, wie er war, begab er sich mit seinen festen Schritten — den Wagen hieß er ihn erwarten, als handelte es sich um eine Staatsvisite — zum Portier, ließ sich die Rückkunft des Grafen und der Gräfin bestätigen, dankte kalt für die Auskunft und schritt, als wär es heller Tag, ruhig durch den Gang, durch den der Marquis gekommen war, in den zweiten Hof. Der Pförtner, der sich längst abgewöhnt hatte, über die Absichten gewisser Herren sich Gedanken zu machen, blickte ihm kopfschüttelnd nach, doch da er den Wagen

halten sah, dessen Laternen ihren Schein in die Einfahrt sandten, während das Schnauben der Pferde im Gewölbe widerhallte, sprach er sich mit einer unwillkürlichen Handbewegung von aller Schuld frei und trollte sich wieder zu seinem Weibe, ihr für den Rest der Nacht die Betreuung des Hotels überlassend.

Seymour, der, sowie er sich dem mondbeschienenen Platz näherte, sich wieder in die Wächterrolle fand, die er seit einiger Zeit angenommen hatte, blieb unter dem Hoftore stehen und musterte sorgfältig mit dem scharfen Auge des Jägers zuerst den Hof selbst, dann seine Umgebung. Langsam hob er seine Blicke zu den Emporen. Voll beschienen vom Monde stand, noch immer träumend, — denn die Gräfin hatte sich, ihre Furcht kaum bemeisternd, bei ihrem Gatten verweilt — oben hinter den Scheiben der gegenüber liegenden Altane der Marquis. Seymour erkannte ihn sofort. Unwillkürlich fuhr seine Hand nach dem Platze

6

der gewohnten Waffe. Aber er ließ sie alsbald sinken, denn ein unheimlicher Gedanke war mit der Deutlichkeit einer Erscheinung plötzlich vor ihm aufgetaucht. Leise verließ er seinen Posten und stieg, vorsichtig Schritt vor Schritt setzend, die Treppe, die ins erste Stockwerk führte, hinauf. Von dem kleinen Vorplatze zweigte ein schmaler Gang ab. Er durchschritt ihn, betrat ein Zimmer, in dem eine Wanne stand, und befand sich mit einer Wendung nach rechts in dem rückwärts an das Schlafgemach der Gräfin anstoßenden Raum, durch den die Kammerzofe gewöhnlich, indem sie einige Garderobestätten passierte, über eine kleine Wendeltreppe unmittelbar aus ihrer im Erdgeschosse gelegenen Kammer sich zu ihrer Herrin begab. Hier hielt Seymour und überlegte. Entweder wartete der Marquis auf die allgemeine Ruhe im Hause, oder er war hinausgetreten, während die Gräfin sich entkleidete. Die Stille im Schlafgemache beruhigte ihn über

diese Annahme. Fanny war noch nicht in ihrem Zimmer eingetroffen. Er erinnerte sich, daß er ja wie ein Rasender herangefahren war; seit der Nachricht des Kutschers waren keine zehn Minuten verstrichen. —

Die Gräfin hatte Tee kommen lassen, den sie in Gesellschaft ihres Mannes trank. Sie fühlte sich wohler. Er sah ihr einigermaßen mißtrauisch unter die Lider. Was bedeutete diese plötzliche zärtliche Annäherung der Frau, die ihm seit Jahren schon aus dem Wege ging? Sein geschwächtes Gehör hatte ihn frühzeitig verbittert. Als sie ihn dann allein ließ, saß er nachdenklich, die Hand auf dem silberbeschlagnen Stocke, während sein Schatten, da die Kerzen langsam niederbrannten, riesengroß an der Wand hinaufwuchs...

Mit hochklopfendem Herzen erwartete Pepi draußen die Gräfin. Diese wollte das Mädchen befragen, unterließ es aber. Nur nicht verlassen durfte sie heute die Zofe. Sie befahl ihr, das

6*

eigene Bett bei ihr im Zimmer aufzuschlagen. Pepi erschrak. Sie hatte sich noch keine rechte Vorstellung davon gemacht, wie sie den Marquis befreien sollte. Es blieb ihr nichts anders übrig, als den Liebhaber einzugestehen.

Aller ihrer Zweifel überhob sie jedoch eine schreckliche Erscheinung. Als sie der Gräfin, mit dem hoch gehaltnen Doppelleuchter voranschreitend, die Tür geöffnet hatte und zurücktrat, blieb die Herrin, wie von einer entsetzlichen Ahnung gewarnt, an der Schwelle stehen. Ihr Zögern hatte kaum einen Augenblick angedauert. Sie faßte sich, überschritt die leichte Erhöhung und — stand Allan Seymour gegenüber. Mit einem durchdringenden Schrei ließ Pepi, die ihr gefolgt war, den Leuchter fallen. Sie glaubte, einen Mörder zu erblicken. Dunkel herrschte im Gemache, denn auch der Mond war von einer Wolke verfinstert. Seymour ergriff das Mädchen bei der Rechten, schleuderte sie in die Mitte des Zimmers und deu-

tete mit einer gebieterischen Handbewegung auf die Türe, die ins Nebengelaß führte. Sie entfloh, geduckt wie ein Schläge fürchtender Hund. Die Gräfin hatte beide Hände an ihre heftig atmende Brust gepreßt. Ihr schwindelte. Allan fing sie auf. Er geleitete sie zu einem Diwan, ließ sie darauf niedergleiten und verschloß mit zwei raschen Umdrehungen des Schlüssels die Türe zum Korridor. Ruhigen Schrittes trat er dann zur Balkontüre und zog die Gardinen zu. Ein vorsichtiger Blick streifte den in die äußerste Ecke des gläsernen Käfigs geduckten Marquis, der instinktiv die Augen schloß. Dann begann sich Seymour gelassen zu entkleiden...

Der Marquis war, auf Knien und Händen schleichend, bis unter das noch immer offen stehende Fenster seines unfreiwilligen Lauscherpostens gelangt. In fieberhafter Aufregung erwog er nur den einen Gedanken: wie hinab in den Hof gelangen? Er versuchte, sich die Tiefe vorzustellen, und schauderte, denn die Verhält-

nisse des Hauses waren weit über den gewöhnlichen. Ein Sprung war unmöglich. Er vermied jede Bewegung, da er sich unfehlbar durch seinen Schatten auf den Vorhängen hätte verraten müssen... Eine grausige Frage sprang plötzlich in ihm auf: Hatte ihn Seymour bemerkt? Er verwarf diesen Einfall sofort. Dann hätte er ihn ja nicht hier belassen dürfen. Es wäre zu einem Entscheidungskampfe gekommen. Er tastete unwillkürlich nach seinem Degen; der fehlte. Er erinnerte sich, ihn bei Pepi an die Kommode gelehnt zu haben...

Unten in der Toreinfahrt stand das an allen Gliedern zitternde Mädchen und strengte sich an, den Geliebten zu erblicken. Wohin war er verschwunden? Er konnte doch nicht während ihrer kurzen Abwesenheit unvorsichtiger- oder tollkühnerweise in das Schlafgemach getreten sein? Jetzt bemerkte sie etwas wie einen Schatten an der Türe, die nach innen führte, und ersah die vorgezo-

genen Stoffe. Was ging dort oben vor? Ihr stand das Herz still... Sie erraffte sich. Ohne die Folgen ihres Beginnens zu erwägen, eilte sie zum Pförtner. Bei seinem matt erleuchteten Fenster stockte sie. Nein, das war der richtige Ausweg nicht. Der Gedanke an den Grafen machte sie schaudern. In ihrem armen Kopfe drehten sich die Geschehnisse dieser Nacht wie im Wirbel. Rettung für den Eingeschlossenen mußte geschafft werden... Und, an dem von der langen schwarzen Bank im Vorzimmer aus seinem Halbschlummer überrascht auftaumelnden Kammerdiener vorbei, stürzte sie, ohne anzuklopfen, — er hörte das Pochen ja doch nicht — in das Zimmer, wo noch immer, auf den Krückstock gestützt, der Graf vor sich hinträumte. Bei dem Anblick des Mädchens sprang er empor. Seine gelbe magre Hand klammerte sich an die Tischkante. Heiser stieß er heraus: »Was gibt's?« »Die Frau Gräfin...« Mehr konnte Pepi nicht stammeln.

Bis in die Kehle schlug ihr das Herz. Einen Leuchter ergreifend stolperte der Graf durch die Türe. Neugierig schloß sich der Kammerdiener dem seltsamen Zug an...

Der Marquis in seinem Glasgehäuse hörte, daß eine Tür aufgestoßen wurde. Seiner Sinne beraubt vor Angst, — er glaubte nicht anders, als es könnte nur ihm gelten — fuhr er auf und schwang sich über die Brüstung des Fensters. Da hing er nun über dem schweigenden Hofe, voll beschienen vom Mondlicht, beide Arme innen um die Täfelung geklammert, in einer verzweifelten Lage... Der Graf klopfte an die Türe zum Schlafzimmer seiner Gemahlin. Seymour, sich halb erhebend, bedeutete ihr, zu antworten. Sie rief: »Wer ist da?« »Ich!« schrie der Graf. »Bist du zu Bett? Mach auf!« Die Gräfin klammerte sich an Seymour. Er stieß ihren Arm weg und flüsterte: »Ich gehe. Mach ihm dann auf.« Und er begann sich anzukleiden. Während sie mit fliegenden Pulsen Licht

schlug und den drängenden Gatten mit einer dem Schluchzen nahen Stimme beschwichtigte, — schon war sie an der Tür, um Seymour zur Eile anzutreiben — zog dieser mit einem Ruck die Vorhänge vor dem Balkon auseinander. Er hatte sich diesen Triumph aufsparen wollen, denn er war vom Anfang an gewillt, den Feind zum Sprung und so zum Selbstmord zu zwingen. Er konnte Fanny nicht verlassen, ohne ihr gezeigt zu haben, daß, wo George Allan Seymour herrsche, ein Nebenbuhler verloren sein müsse. Als der Marquis, dessen Augen wie gebannt an der Türe hingen, die Vorhänge sich bewegen sah, ließ er mit einem Schrei die Brüstung los. Der dumpfe Aufschlag seines Körpers hallte herauf. »Da liegt Dein Knäblein«, sagte Seymour. Der Mondschein floß um ihn. Schon aber hatte er auch die Klinke zur Kammer niedergedrückt und war verschwunden.

Die Türe, vom Grafen mit einem Fußtritt gesprengt, flog ins Zimmer. Er stürmte zur

Balkontüre, riß sie auf, stürzte hinaus und lehnte sich weit über den Rand. Unten lag ein Mann...

Seymour hatte im Schatten des Torwegs seinen Blick über den Hof wandern lassen. Wenige Schritte vor ihm schwamm der zerschmetterte Leichnam des Marquis in einer großen Blutlache. Oben beugte sich der weiße Kopf des Grafen vor...

Seymour schritt durch den Gang und das erste Tor — die Pförtnerin, die Pepi gefolgt war, stand schon eifrig tratschend bei den Lakaien — zu seinem wartenden Wagen und sagte dem Kutscher, ihn an der Schulter aus dem Schlummer rüttelnd: »Nach Hause.«

DIE SÄNGERIN

Eine Tragigroteske

Emil Strauß

dem verehrten Künstler

Den blanken Zylinder mit der im Gelenk unnatürlich versteiften linken Hand wie zu verbindlicher Abwehr vorgestreckt, das Programm und die violetten Sitzscheine zwischen zwei Fingern der gleichfalls weißbehandschuhten Rechten, das glattgescheitelte Haupt über den ein wenig emporgezogenen Schultern hinabgeneigt, drängte sich Herr Alexander Schreiner, ein junger Beamter des Ministeriums für Verkehrswesen, durch das rings um die Sesselreihen gestaute Publikum der Stehplätze. Langsam nur, in kurzen Schritten, zögernd, kam er weiter. Vor ihm schritt mit frei, leicht und stolz getragenem Halse seine Frau, eine hochgewachsene schlanke Blondine, in schwarzem, jetbesetztem Seidenkleide. Man machte ihr, die geradeaus sah und Fächer, Opernglas und Spitzenkopftuch nachlässig hob, beflissen Platz. Herr Schrei-

ner, viel kleiner als die Gattin, fühlte sich zu Dank verpflichtet, empfand aber dunkel, daß man ihm darum nicht anstünde. Dies verursachte ihm einige Verlegenheit. Er spürte, wie sich seine sorgfältig rasierten Wangen allmählich mit einer dunkeln heißen Röte überzogen, die er an sich nicht leiden konnte. Endlich waren sie, vom Saaldiener geführt, zu ihren Plätzen gelangt, die unangenehm genug gelegen waren: auf dem Podium selbst und in der ersten Stuhlreihe, so daß die Kammersängerin bei ihrem wiederholten Auftreten jeweils zweimal an Herrn Schreiner als dem Inhaber des linken Ecksitzes vorüberzugehen, ja sich mit einiger Unbequemlichkeit an ihm vorbei zu schieben gezwungen sein mußte. Als Herr Schreiner kaum seinen Platz eingenommen und, nachdem ihm ein höflicher Versuch, den allzu eng an den benachbarten anstoßenden Sessel etwas abzurücken, mißlungen war, mit betonter Gelassenheit Bein über Bein gelegt hatte, so

daß über dem um die starken Knöchel stramm wie ein Handschuh schließenden schmal geschnittenen Lackknöpfelschuh der straff angespannte durchsichtige schwarze Halbseidenstrumpf zum Vorscheine kam und das tadellos gebügelte Beinkleid mit seinem tulpenförmig verbreiterten Ende vorn steif in die Höhe stand, trat auch schon hinter seinem Rücken die nach der ersten kurzen Pause nunmehr bei ihrer dritten Nummer angelangte Kammersängerin mit schwirrendem Rauschen ihrer seidnen Untergewänder wieder gegen die Zuhörerschaft hervor. Es schien Herrn Schreiner, als sei sie an ihm voll unverhohlener Verachtung vorbeigeschritten; jedenfalls hatte sie die verspäteten Ankömmlinge keines, auch nicht des flüchtigsten Blickes gewürdigt. Nun stand sie neben dem schwarzen glänzenden Flügel im Lichte vieler elektrischer Glühlampen. Sie legte ihre Lorgnette und das Spitzentaschentuch hart an dem äußersten Rand auf dem mächtigen Instrument

nieder -- der Klavierspieler rückte rasch beide Dinge noch etwas weiter von sich weg, offenbar, auf daß die lange Perlenkette des Augenglases nicht irgendwo anstoße und störend mittöne —, verneigte sich leicht, mit einer fast unmerklichen Beugung des kräftig und gerade gewachsenen Nackens, räusperte sich, indem sie mechanisch wieder nach dem Taschentuche griff und es an die kurze Oberlippe drückte, wandte sich dann mit einem lautlosen Zeichen an den wartend zu ihr aufblickenden Begleiter und begann.

Sie sang ohne Notenblatt, die Finger im Schoße vor dem übermäßig eingeschnürten Leibe gefaltet, und bewegte manchmal, als gäbe sie sich bezwungen der Gewalt der Töne hin, leise den Oberkörper in der Richtung zum Publikum. Sie trug ein mit blaßroten Blumen bemaltes und mit einzelnen ebenso gefärbten Bandschleifen besteck-tes enganliegendes weißes Kleid, das in ziemlich tief hinabreichendem keilförmigem Aus-

schnitte den durch eine dünne Tüllschärpe kaum geschützten vollen Busen sehen ließ. Ihr Rücken war geschmeidig, sein Schwung von den Schultern zu den Hüften von vollendeter Schönheit. Die Sängerin unausgesetzt so nur im Profil zu sehen, konnte auf die Dauer nicht von angenehmster Wirkung bleiben. Wenn sich auch beim Singen die Backen sehr weich, fast zärtlich rundeten und die reizende Linie des Rückens für den vollen Anblick der reifen Frau entschädigte, so wirkte doch der ungewohnte Standpunkt im ganzen wenig vorteilhaft auf die Beurteilung ein. Das von entstellendem Öffnen des mittelgroßen männlich festen Mundes begleitete «beredte» Singen erschien nachgerade im höchsten Grad unnatürlich, die von Koketterie durchaus nicht freien wiegenden Bewegungen des Oberleibes gegen das Publikum hin waren geeignet, durch ihre Wiederholung zu verstimmen, und die breite Front der gedrängten Zuhörerschaft zumal störte und

7*

ärgerte zugleich. Da saßen in den vordersten Reihen zumeist ältere Herren und Damen von Rang und Notorietät, bemerkenswert durch gesellschaftliche Stellung und Glücksgüter, junge, im elektrischen Lichte fahl erscheinende Frauen in kostbaren Toiletten, mit glitzerndem Schmuck und den getrübten Augen übermüdeter Vergnügungssüchtiger, steife, schmalwangige Mädchen, denen die Gesanglehrerinnen den Besuch des Konzerts dringend angeraten hatten, alle in Positur, niemand in einer natürlichen Haltung, die Nachbarn einander wechselseitig beobachtend, jedermann dabei voll Begehren, selbst beobachtet zu werden. Diese Leute — Herr Schreiner stellte das mit Verachtung fest, obwohl er selbst zur »Kunst« keine andre Beziehung besaß als die eines seinen Platz bezahlenden Theater- und Konzertbesuchers —, diese Leute neigten alle den Kopf ein wenig zur Seite und trachteten mit größerm oder geringerm Erfolge, sich ein sehn-

süchtig-träumerisches Aussehen zu geben. Sie spielten die auf den Flügeln des Liedes dem Irdischen Entrückten, sie schwärmten mit zierlich verschränkten oder in eleganter Andacht ruhenden Armen. Sie hatten sämtlich ein unsäglich dumm-gerührtes Mienenspiel, vielmehr eine Maske von holder Menschenfreundlichkeit und zerfließender Milde, die den Hohn geradezu herausforderte. Alles das in Verbindung gebracht mit der vorgeneigten Sängerin, die, wenn sie ihre Stimme zur schmelzenden Flöte versüßte, unwillkürlich und doch mit Bewußtsein (sie drückte die angespannten Lider ein) die Augen schloß, das dröhnende Beifallklatschen nach jedem der kurzen Lieder, die Wichtigtuerei des notenblattwendenden Gehilfen, eines unruhigen, jungen Menschen mit dichten Künstlerlocken und erregt leuchtenden schwarzen Kirschenaugen, ließen eine weihevolle Stimmung am wenigsten bei Herrn Schreiner aufkommen, der mit seiner anfänglichen Verlegenheit durchaus noch nicht

fertig geworden war und nur allmählig versuchte, mit flüchtig streifenden Blicken sich des überfüllten Saales zu bemeistern. Auch Herr Alexander Schreiner gehörte zu den Menschen, die in der Öffentlichkeit nichts in seiner natürlichen Beschaffenheit aus sich hinaus lassen, die ihre echten Empfindungen und Bewegungen unter der Gewalt einer übermächtigen, weil viel zu wichtig erachteten Außenwelt in einem spitzen Winkel, einer falschen Nuance brechen. Wenn er seine Arme ineinander legte, tat er es mit dem Gefühle: Jetzt lege ich meine Arme ineinander. Wenn er nachlässig seine Finger besah, geschah es mit dem verschnörkelten Motto »gepflegte Nachlässigkeit«. Dazu kam, daß er seiner selbst nie ganz sicher war, immer irgendwelche eingebildete Gefahren bestand, immer irgendwelchen angstvoll gewärtigten Unannehmlichkeiten sich ausgeliefert sah. Er war sich jedes roten Flecks seines Gesichtes, jedes hervortretenden Fadenendes an

seinen Handschuhnähten bewußt. Er bangte beständig um peinliche Toilettefehler, spürte die Blicke aller ihm im Rücken Sitzenden etwa auf eine vom allzu hohen Kragen aufgeriebene und bereits entzündet schwellende Stelle seines Nackens gerichtet. Nicht am wenigsten fürchtete er die stillschweigende Kritik seiner gelassenen blonden Frau, besonders ihren nur durch ein feines Lächeln sich verratenden gutmütigen Spott. Heute beunruhigte ihn mancherlei. Zunächst sein allzu sehr den Blicken ausgesetzter Platz, dann die Nähe der Sängerin, endlich auch das Publikum im einzelnen, denn er hatte schon eine Anzahl, wie er meinte, teils mißgünstiger, teils lieber vermiedener Bekannter entdeckt. So saß er, aufgebracht über sein ängstliches Schwitzen und die ihm an sich überaus verhaßte Ausdünstung durch seine Aufregung nur noch steigernd, äußerst mißgelaunt, gedrückt, eingesunken neben seiner im Sessel schlank-bequem zurückgelehnten Gattin. Er hörte die Lieder,

die die Kammersängerin mit der gewohnten Meisterschaft absang, ohne den geringsten seelischen Eindruck. Herr Schreiner war leisen Erschütterungen seines bürgerlichen Gleichgewichtes sonst nicht abgeneigt. Heute aber starrte er geistesabwesend zumeist auf den schmalen Rücken des Klavierspielers oder in die blitzenden Kugelaugen seines Gehilfen, manchmal auch an der grauen glänzenden Wand empor, selten nur irrte sein banger Blick an der Gestalt der Sängerin entlang. Herr Schreiner liebte mit regen Sinnen die Schönheit weiblicher Formen. Er konnte einem wohlgebauten Beine, einem elegant beschuhten Fuße, namentlich wenn ihre Inhaberin die Röcke höher hob, als unbedingt geboten schien, mit Beharrlichkeit nachgehen, ganz versunken in den Anblick der immer wieder graziös sich aus den Kleidern entwickelnden Wade. Er konnte im Ballett mit angestrengter Aufmerksamkeit die Büste einer sich windenden und beugen-

den Tänzerin beobachten, einen straff über die Hüften gerafften, enggeschnittenen Frauenrock verfolgen wie ein Schweißhund das angeschossene Wild. Er ging auch — sonst nicht eben das, was man einen Schöngeist zu nennen pflegt — gern in Gemäldesammlungen und stand dort lange vor badenden Nymphen und mehr oder minder keuschen Susannen, er sammelte alle Lieferungswerke, die »le nu au salon« oder »la femme et son corps« in gelungenen und weniger gelungenen Bilderfolgen brachten. Auch war er auf die äußere Erscheinung seiner Frau bedacht wie eine zärtliche Ballmutter, suchte jeden Kleiderstoff, jedes Paar Schuhe, jeden Fächer für sie oder mit ihr aus und war eingeweiht in alle Einzelheiten der weiblichen Toilettekunst. Seine zahlreichen Freundinnen hatten ihn, als er noch Junggeselle war, gern als sachkundigen Beurteiler bei ihren Einkäufen herangezogen. Stolz berief er sich seiner Gattin gegenüber noch immer auf

diese unwiderlegliche, höchst schmeichelhafte Tatsache. Übrigens liebte er, ein harmloser Epikureer, eine schmackhafte Küche, gute lichte Havannazigarren, bequeme Sitzmöbel, ein breites weiches Bett und konnte niemals heiß genug baden. Er besaß eine sehr feine, weiß und rote Haut, die leider Witterungseinflüssen und mechanischen Einwirkungen gegenüber von der äußersten Delikatesse war, so daß auch nur die geringste Reizung durch ein nicht genug scharfes Rasiermesser oder eine nicht ganz trockne und reine Fingerspitze unfehlbar auf ihrer Oberfläche entstellende Flecken und Finnen bewirkte. Die Unvorsichtigkeit, gelegentlich einmal einen Raseur aufzusuchen, — gewöhnlich besorgte er dieses reinliche und peinliche Geschäft eigenhändig, und zwar mindestens einmal täglich und unter Anwendung aller möglichen Maßregeln zur Verhütung von Ausschlägen — büßte er regelmäßig mit gleich zu Eiterkügelchen aufgetriebenen Verletzungen der

Poren, sein Körper war, wenn er den oft aus ihm hervorbrechenden Schweiß nicht allsogleich durch ein Seifenbad unschädlich machte, auch sonst zu derlei Hautverunstaltungen nur allzu leicht geneigt, seine gepflegte und vor den wechselnden Temperaturen beständig durch Handschuhe geschützte Hand versammelte bei der geringsten Erregung siedendes Blut unter ihrer Oberfläche, erschien dann dunkel gerötet und ließ sich feucht anfühlen. Auch schadete ihr entschieden zu heftiges Waschen. Dann ward sie rauh, und ihr Gewebe sprang in feinen Rissen. Äußerst empfindlich war Herrn Schreiners in den Flügeln sehr bewegliche, schön gestreckte, wenn auch etwas zu lange Nase. Nicht nur, daß sich auf ihr häufig körnige Erhöhungen oder entzündete Flecken zeigten, sie empfand auch die Anwesenheit jedes Dinges in einer heftigen, zumeist beleidigenden Weise, indem der Geruchsinn bei Herrn Schreiner als zu einer geradezu krankhaft gesteigerten Inten-

sität vervollkommnet bezeichnet werden mußte. Besonders die Frauen waren diesem Sinne greifbar nahe gebracht durch eine Empfindlichkeit für die allerfeinsten, flüchtigsten Elemente ihres duftenden Wesens, die dem Besitzer dieser maßlos entwickelten Eigenschaft zwar unerhörte Genüsse verschaffte, aber auch große Pein zu bereiten imstande war. Er erzählte selbst in vertrautem Kreise mit Vorliebe, daß er manche Ereignisse, die Nähe einer schönen Tischnachbarin, die Umarmung einer hingebenden Tänzerin, noch tagelang nachher aus den mit seinen Partnerinnen in Berührung geratenen Kleidern sich in plastischer Fülle in das sinnliche Gedächtnis zurückzurufen befähigt sei, ja daß er, wenn er von seiner Frau, der er bei aller Scheu des geistig Tieferstehenden sehr zugetan war, einige Tage räumlich entfernt wäre, sich den Genuß ihres persönlichen Eindrucks durch eine Nase voll aus ihrem Kleider- oder Wäscheschranke zu bereiten begnadet sei.

An diesem Abend — heftig stürmten in der Stadt laue Märzwinde und wirbelten den Fußgängern den Staub der trocknen Straßen in die Augen und die Nasenlöcher — geschah etwas, das Herrn Schreiner aus der dumpfen Behaglichkeit eines seit Jahren traulich befriedeten Ehelebens herausreißen und ins Grenzenlose eines verheerenden Schicksals schleudern sollte. Als die Sängerin ihr viertes Lied beendigt hatte und sich unter dem üblichen Beifallstosen an jenem linken Eckplatze vorbei in das Künstlerzimmer des Konzertvereins begab — sie war eine hochberühmte Künstlerin und die seelenvolle Innigkeit ihres Gesanges von der maßgebenden Kritik ein für allemal festgestellt —, fiel der dunkle Blick ihrer schwermütig unter müden Lidern ruhenden schwarzen Augen auf Alexander Schreiner und blieb sekundenlang an ihm hängen. Herr Schreiner empfand dieses auch von seiner Gattin bemerkte unscheinbare Ereignis tief in der

Magengrube. Ihm ward fast schwindlig vor dem Überschwang der in einem Aufruhr plötzlich gesträubten Nerven. Er sah seine Frau an, lächelte ein wenig, klemmte sein Monokel ein, ließ es blitzschnell über die zwei ersten Bankreihen funkeln, nahm es wieder aus der Augenhöhle, reinigte es sorgfältig in seinem großen Taschentuche, wechselte die Beinstellung und schneuzte sich geräuschvoll. Dann starrte er, als sei nichts geschehen, an der grauen Wand empor. Kurz darauf erschien die Sängerin wieder auf dem Podium. Bei ihrer raschen Annäherung vom Rücken her befiel Herrn Schreiner ein Zittern, das seinen ganzen Körper durchdrang. An seinem kurzgestutzten Schnurrbärtchen zupfend, wagte er kaum aufzuschauen, ward aber dazu durch das Verhalten der Sängerin selbst gezwungen, da diese ihn im Vorbeischreiten — sie hielt ihr rauschendes Kleid mit der Rechten an sich — abermals, und zwar, indem sie sich etwas

zurückwandte, diesmal mit einem vollen, wenn auch raschen Blick ansah. Ihm war einigermaßen unheimlich zumute. Er rückte an seinem Stuhle, räusperte sich, legte die im Handschuh glühend heißen Hände ineinander, langte wiederum sein Monokel hervor und suchte, indem er es an der Gestalt der Sängerin auf und ab wandern ließ, sich zu fassen. Aber das Zittern seiner Glieder legte sich nicht. Er hob das Monokel ab und begann mit heroischem Gleichmut die kleine, bis tief in den Rücken hinab gebräunte Frau zu beobachten. Unwillkürlich blinzelte er dabei nach seiner Gattin hin. Doch diese saß ruhig, selbstsicher wie immer. Er behielt ihr feines blondes Profil. Es war wie ein duftiger Schatten neben ihm; er empfand es als einen Schutzgeist... Seltsam erregte ihn jetzt das Lied, das die Italienerin sang. Es war ganz offenbar an ihn gerichtet. Jede ihrer Bewegungen war für ihn bestimmt. Und — das Blut schoß

ihm in die Schläfen — alle Leute im Saale mußten das bemerken. Es war zu auffällig, wie sie, rückwärts tretend, näher und näher an ihn herankam, wie ihr Busen sich rascher und stürmischer hob, wie ihre Arme, sonst so ruhig, sich an den geschmeidigen Körper preßten. Er schloß die Augen. Da stieg das Lied körperhaft in sein Herz, schnürte es mit tausend Armen zusammen und preßte es dergestalt, daß er die Konvulsion schmerzlich spürte. Es war, als hätte die Fremde sich seiner bemächtigt, als wäre er nicht mehr sein eigen, willenlos der Gefangene dieser unheimlichen Frau. Sie war nicht einmal schön. Sie hatte nicht mehr die Elastizität der ersten Jugend. Auch schien ihre gelassene Vornehmheit nichts als Routine zu sein. Und plötzlich entdeckte er sogar einen gemeinen Zug um ihre Mundwinkel, ihren Stirnvorsprung. Daß sie dem Publikum so oft ihre üppige Büste entgegenreckte, erschien ihm abstoßend. So wehrte

er sich gegen die Gewalt, der er zu unterliegen bangte...Die beiden folgenden Lieder überhörte er völlig. Er wandte kein Auge von der kräftig-schlanken Gestalt, sah mit angestrengter Aufmerksamkeit, wie sie dem Klavierspieler ihre Zeichen gab, erwartete krampfhaft einen erneuten Blick des Einverständnisses. Diesmal versagte sie ihm den. Sie ging an ihm vorbei, als wäre er Luft. Aber daß sie sich mit ihrer Schleppe beschäftigte, glaubte er, eifersüchtig beobachtend, als einen Beweis ihrer Befangenheit deuten zu dürfen. Nun kam alles darauf an, ob sie, zurückkehrend, ihr Betragen ändern würde. Der Beifall wollte kein Ende nehmen. Sie mußte sich noch einmal zeigen... Und sie kam. Raschen festen Schrittes stieg sie die leise knarrenden drei, vier Stufen zum Podium herauf. Sie kam wie ein Fieberhauch. Er saß da, die Arme zu den Knien gestreckt, die Beine aufgestellt, den Blick, der geradeaus gerichtet schien, in sich selbst

8

zurückgezogen wie in eine Scheide. Sie grüßte das Publikum mit einem strahlenden Lächeln, sie grüßte es abermals, sie verneigte sich tiefer und doch vertrauter, ein verwöhnter Liebling, und diesen großen breiten Blick des Glückes — eines gespielten Glückes, spöttelte zag sein Zweifel — schenkte sie mit einer raschen Wendung ihm. Er war getroffen, bis ins Innerste erschüttert...Noch einmal im Laufe des Abends sah sie ihn an, und gutmütig lächelnd sagte auch seine Frau mit ihrer klaren Stimme zu ihm: »Du hast eine Eroberung gemacht.« Ihm war durchaus nicht wohl. Sein Herz schlug heftig, seine Pulse flogen, er schwitzte am ganzen Körper. Als er — der Saaldiener stand schon mit ihren Überkleidern vor ihnen, vorn, am Rande der Bühne, verneigte sich die bejubelte Sängerin wieder und wieder — als er seiner Frau in den mit Spitzen besetzten Pelzmantel half, wagte er es nicht, sie anzuschauen. In seiner Seele brannte das Bild

dieser berückenden Italienerin, er sah ihre matt leuchtenden Schultern, die Haare, die sich ihr im Nacken ringelten, das bloße Stück des Armes über dem prall sich schmiegenden langen Handschuh. Und er sah in einer nahen, greifbaren Vision diesen ambrabraunen Körper, katzenartig behend, mit einem sonnigen Schmelz, sah die schlanken vollen Beine, den Schwung der Hüfte, das scheibenrund aus weichem Fleisch auftauchende Knie, die gestreckte Wade, die feinen Knöchel. Ihn schwindelte. Stolpernd verließ er hinter seiner Frau das Podium. Er kämpfte mit sich, ob er sich nach der noch immer oben Verweilenden umsehen dürfe. Plötzlich riß es ihn herum. Dort stand sie lächelnd. Perlen schimmerten um ihren schönen Hals, das Weiße ihrer wundervollen Augen schimmerte. Sie neigte sich. Die vergleitende Busenfalte spielte flutend. Er war zitternd auf seinem Platze verharrt. Vor ihm hielt ein junger Mensch mit zerrauftem Haupt-

8*

haar und verschlissenem Hemdkragen. Er hatte sich mit den übrigen Besuchern jetzt, da sich die Sitzreihen leerten, nach vorne gedrängt. Heftig in die Hände klatschend, schrie er ihren Namen, einen kurzen Namen voll Orangenduft. Herr Schreiner wiederholte mit tonloser Stimme diesen Namen. Jetzt flog ihr Blick über die Menge weg nach seiner Seite hin. Ihn durchrann es eisig. Jetzt, jetzt! Sie mußte seinen brennenden Augen begegnen. Und da hielt er ihren Blick... Oder hielt sie seinen? Es war wieder nur ein Moment. Aber ihm war wie in der Umklammerung einer schlüpfrigen Schlange... Vor dem Hause, eh er in den Wagen stieg, zündete er sich eine Zigarette an. Er tat es langsam, als wollte er sein Blut bändigen. Seine Frau kehrte sich nach ihm um. Er verzögerte seine Hantierung. Noch ein joviales Wort mechanisch zum Kutscher. Ein feiner Sprühregen ging nieder. Die enge asphaltierte Gasse blinkte im Scheine der Laternen.

Die Tür fiel ins Schloß. Die Pferde zogen an.

— — — — — — — — — — — — —

In den Zeitungen las er, daß die Kammersängerin, Frau Lucia Wendtheim-Corma, »der Liebling des Publikums«, »die Nachtigall von Belluno«, sich »auf allseitiges Verlangen« entschlossen habe, ein zweites, letztes Konzert zu geben. Tag und Stunde würden zeitgerecht kundgemacht werden. Also blieb sie noch am Orte. Eigentlich hätte er gewünscht, sie wäre mit dem Nachtzuge nach Paris oder London abgereist. Denn da sie geblieben war, mußte er ja nun zu ihr. Mußte er? Ihm fielen seine beiden blonden Mädchen ein, Grete und Hilda, vier und drei Jahre alt. Aber es war nur ein undeutlicher Gedanke, wie in Nebel gehüllt. Er saß vor seinem Schreibtische. Mechanisch blätterte er in den Akten. Er ergriff die Feder und schrieb. Als er dreimal die Lettern Lucia Corma auf das grünliche Konzeptpapier gemalt hatte, zerriß er es und warf es hinter

sich. In der Mittagspause ging er nicht nach Hause, sondern schlenderte in der Stadt umher. Wie gebannt blieb sein Auge an einer Plakatsäule hängen. In fingerdicken Buchstaben stand ihr Name da: Lucia Corma. Und — näher herantretend sah er's — das Abschiedskonzert fand zu Ende der Woche statt. Fünf Tage noch. Er hielt hinter der Plakatsäule, als suchte er dort Schutz und Deckung. Als er sich endlich von dem Magnete der Ankündigung losriß, wäre er fast unter die Räder eines rasend schnell heranfahrenden Wagens geraten. Er taumelte zurück. Der Kutscher rief ihm etwas Grobes nach.

Alexander Schreiner ging gesenkten Hauptes und blickte bei jedem Schritt auf die Spitzen seiner Lackschuhe. Es war Zeit zum zweiten Frühstück. Er suchte ein Hotel auf, in dem er mit seiner Frau, wenn sie nicht zu Hause speisten, die Mahlzeiten einzunehmen pflegte. Dienstbereit hatte der bekannte Kellner bei

seinem Eintritt ihm die Mittagszeitung neben den Teller gelegt. Er blätterte die Fremdenliste auf. Ein Orakel. Sie mußte doch schon einige Tage hier sein. Es schien unmöglich, daß sie heut erst in der Liste verzeichnet wäre. Wenn sie jedoch... Er durchlief rasch die kurzen Absätze, die die Passagiere der einzelnen Gasthöfe »in Auswahl« aufzählten. Da: Hotel Kronprinz: Frau Lucia Wendtheim-Corma, Kammersängerin, und Begleitung, Nizza... Ihm flimmerte es vor den Augen. Schicksal also?

Für diesen Abend hatte er schon vor einer Woche in einem Vorstadttheater eine Loge für sich reservieren lassen. Ihm fiel ein, daß er vergessen hätte, Elsen die Logennummer mitzuteilen. Er bat den dicken Zahlkellner, dies telephonisch zu besorgen, nachdem er sich, obwohl es bereits wiederholt geschehen war, durch einen prüfenden Blick auf das Billett abermals von der Richtigkeit seiner Gedächtnisangaben überzeugt hatte.

Im Bureau versicherte er sich zunächst, ob sein dort verwahrter zweiter Frackanzug nebst Zugehör in Ordnung sei, ließ dem Bedienten telephonieren, daß er ihm einiges noch Erforderliche rechtzeitig brächte, trank zu verschiedenen Malen des endlos sich dehnenden Nachmittags schwarzen Kaffee, schrieb ein paar völlig zwecklose Briefe, nahm öfters einen und denselben umfangreichen Akt ohne Ergebnis vor, streckte sich von Zeit zu Zeit in seinem tiefen Lederfauteuil ermüdet aus — ihm war, als sei sein Rückgrat geknickt — und begann sich endlich in Erwartung des zur Hilfeleistung sonst so bequemen Bedienten langsam selbst umzukleiden. Die Uhr tickte einförmig. Die verschlissenen Möbel standen in einer verzweifelt nüchternen Verfassung um ihn herum. Nun begann es zu regnen, was ihn noch melancholischer stimmte.

Als er in die Loge eintrat, war seine Frau

noch nicht angekommen. Er nahm zuerst im Hintergrunde, dann an der Brüstung Platz, ließ sein Glas im Hause gedankenlos umherwandern und geriet in Unruhe, als das Orchester einsetzte und seine Frau immer noch ausblieb. Ob zu Hause — er war beiläufig um neuneinhalb Uhr vormittag fortgegangen — etwas geschehen war? Er sah auf die Uhr. Dreiviertel acht. Sie pflegte nicht eben pünktlich zu sein. Aber ihn peinigte der bohrende Gedanke, zur Strafe für seine bösen Absichten wäre — seinen Kindern ein Unglück zugestoßen. Beim geringsten Geräusche fuhr er nach hinten herum. Ein beliebter Komiker betrat die Szene und sang mit fetter Stimme ein geschraubtes Entreelied. Es handelte von der ungemeinen Lust der Ehemänner an tollen Seitensprüngen. Der Komiker schilderte diese Lust als ein ganz und gar harmloses Vorkommnis, rechnete behaglich mit einer verständnisinnigen Hörerschaft, zwinkerte ver-

traut in das Parkett hinab und schlug sich etliche Male auffordernd auf die feisten Schenkel. Da ging in der Loge nebenan die Türe. Schreiner verspürte den raschen Luftzug. Eine Dame war eingetreten und begann sich, mit heitrer Stimme flüsternd, ihrer Überkleider zu entledigen. Es half ihr niemand. Auch ließ sich bald darauf eine zweite Frauenstimme vernehmen. In Herrn Alexander Schreiners Körper fing mit eins das Blut zu kochen an. Er saß knapp an der Seite der Nachbarloge, denn er hatte seiner Frau den innern Platz aufbehalten. Unmittelbar neben ihm ließ sich hörbar atmend die Dame, die zuerst gesprochen hatte, nieder. Ihr weiß behandschuhter Arm schob sich fast auf Spannenlänge an den seinen heran. Nun begann sie behende an ihrem Opernglase zu schrauben, das — er sah es blinzelnd — an einem schimmernden Stiele befestigt war. Das Theater war stark verdunkelt. Die Musik hatte aufgehört. Eine

Soubrette und der Komiker tauschten liebenswürdige Anzüglichkeiten aus... Plötzlich fühlte Herr Schreiner, wie die Dame ihr Gesicht ihm zuwandte. Ihr Atem berührte seine Wange. Er blickte auf. Das Blut stockte ihm. Sie war es...In diesem Augenblick öffnete der Schließer die Türe seiner Loge. In ihren Mantel eingehüllt, das Spitzentuch lose um den feinen Kopf geschlungen, stand seine Frau, schmal und hoch einen Moment im Lichtschein, der vom Gange hereinfiel. Herr Schreiner hatte sich erhoben. Es konnte nebenan nicht unbemerkt bleiben, wie schlank er gewachsen war — die niedrige Loge trug ihr Teil bei zu dieser vorteilhaften Geltendmachung —, wie elegant seine lässige Höflichkeit sich gegen seine Frau äußerte. Er glaubte zu bemerken, daß die Dame aufmerksam seinen Bewegungen folgte. Deshalb ließ er einen Moment die entblößte, heute angenehm bleiche Rechte auf der roten Samtbrüstung aufruhen, ehe er sich völlig seiner Frau ent-

gegenwandte. Diese war nicht eben gesprächig. Das verdroß ihn. Sie ließ sich jedes Wort herauspressen. Wie aus einer Zitrone, dachte er voll Unwillen. Oft, zumeist, wenn er sich irgendwie im Unrecht fühlte und sich's nicht eingestehen mochte, überfiel ihn dieser bis zur Wut anschwellende Unmut gegen Else. Er suchte eigensinnig nach einem Vorwande, sie ins Unrecht zu setzen, ereiferte sich, stolperte gleichsam, kam immer mehr in Zorn und haßte sie endlich, da sie ihn durchschaute und mitleidig-schmerzlich übersah. Heute hatte er sie verstört durch das mehr als seltsame Zusammentreffen mit der Nachbarin, das sie sicherlich bei sich irgendwie zu deuten unternehmen würde, empfangen und überlegt, ob er ihr die Anwesenheit der Sängerin, mit einem Scherzwort den Effekt kurz vorweg nehmend, verraten sollte. Aber seine Aufregung ließ ihn die richtige Gelegenheit versäumen. Und da er, bei wachsender Feindseligkeit gegen

ihre aufreizende Ruhe, angestrengt über eine Möglichkeit nachsann, seine Unbefangenheit in den Augen Elsens nicht zu gefährden, steigerte sich seine Scheu und ging wie eine Wolke von ihm aus und auf die Gattin über, die sich nur um so abwehrender in sich selbst zurückzog, gegen ihren bewußten Willen, wie sich etwa eine Pflanzenfaser, die als Fühler zielend vorragt, zusammenkrümmt unter dem beißenden Hauche starken Tabaks. Als sie sich niederließ, hatte sie auch schon die Insassin der Nachbarloge erkannt. In ihr war blitzschnell eine Trübung vor sich gegangen. Sie hatte sofort etwas wie eine unlautre Atmosphäre um sich herum empfunden, eine Atmosphäre, die sich verdichtete, schwer wurde und ihr das freie Atmen behinderte. Sie war den ganzen Weg über mit sorglichen Gedanken an ihre beiden Mädchen beschäftigt gewesen, die sie nicht gern in der wenig verläßlichen Obhut der Nurse zurückließ. Einige kurze Fragen ihres Mannes

hatten ihre Unbehaglichkeit noch vermehrt. Seine Stimmung war ihr durchaus nicht verborgen geblieben. Auch war sie sich der eignen Unliebenswürdigkeit bewußt und litt unter dem Eindrucke, den sie auf den empfindlichen, zuzeiten sehr zärtlichen Gatten wirkte.

Die Italienerin ihrerseits hatte das Ehepaar gleichfalls erkannt. Sie prüfte mit der Personen, die in der Öffentlichkeit zu stehen gewohnt sind, eignen Unverschämtheit den Anzug der Frau, wobei sie sich sogar ihres an langer Perlenkette hängenden Lorgnons bediente, und wendete sich dann mit einem Ausdruck, der von Mißachtung nicht frei war — so schien's Elsen, die sich voll Empörung so beobachtet sah — wieder von ihr ab und der Bühne zu. Alexander Schreiner hatte seine Arme auf der Brüstung aufgestemmt — er markierte wieder einmal für den »Pöbel« den aristokratisch lässigen Weltmann — und verfolgte mit seinem Opernglase jede

Bewegung der jetzt in einen ländlichen Chor gesammelten Statistinnen. Er bezweckte, mit dieser Hingabe an die im allgemeinen freilich nicht allzu verführerische Weiblichkeit der Szene die Eifersucht der Nachbarin wachzurufen, gab aber sein Beginnen wieder auf, da er argwöhnte, er könnte sich's durch seine, übrigens nicht sehr sichre Bühnengönnermiene etwa gar bei der Corma verderben. Um sie zu versöhnen, blickte er sich nunmehr, mit stark übertriebener Unbefangenheit an seinem kurzgestutzten Schnurrbärtchen zupfend, nach ihr um. Wieder sah er dieses nicht eben scharf geschnittene, aber durch seine dunkeln Hauttöne doch fein gegen die Umgebung abgesetzte Profil, den weichen vollen Arm im eng anschließenden Handschuh und die reife Büste, die für ihn etwas Berauschendes besaß. Langsam schob er seinen Arm näher an den ihren heran, indem er sich mit seinem Opernglase zu schaffen machte. Die trennenden Wände

gingen nach unten zu in leichtem Schwung in das rote Lehnpolster der Brüstung über. Wenn sie ihren Arm auf die Scheide legte, konnte er ihn mit seiner Schulter streifen. Er suchte diese Berührung herbeizuführen, und es gelang ihm einmal. Er hielt den Atem an und wartete... Der Arm bewegte sich nicht. Nun ließ er die gehemmte Luft heftig durch die Nase ausströmen, kehrte sich gegen Else und versuchte so, scheinbar ganz arglos, durch das Gewicht seines Rückens den Druck langsam zu steigern. Die Italienerin ließ den Arm gelassen herabgleiten. Er erbleichte... Im Zwischenakte setzte sich Elsa in den Hintergrund der Loge. Er blieb an seinem Platze. Seine natürliche Schüchternheit vertrug sich nicht ganz gut mit den gewaltsamen Anstrengungen, Aufsehen zu erregen. Er empfand auch deutlich, wie viel ihn alle diese Mittel und Mittelchen kosteten, schämte sich nicht so sehr seiner unwürdigen

Bemühungen als ihrer Halbschlächtigkeit und verstärkte nur immer mehr die leidige Befangenheit.

Die Italienerin plauderte angeregt und ziemlich laut mit ihrer Gefährtin. Sie war augenscheinlich Gast in der Loge. Der Abend verstrich ohne dankenswerte Ergebnisse. Alexander Schreiners Unmut war zu höchst gestiegen, als die Sängerin seinen letzten Versuch, ihr durch die abermalige Aufrichtung seiner eleganten Gestalt zu imponieren — diesmal im weiten Abendpelz, den Zylinder auf dem Kopfe — nicht zu beachten geruhte. Auf der Treppe konnte er sie nicht mehr erblicken, denn seine Frau war allzu rasch mit ihrer Toilette fertig geworden, so daß sie ihren Wagen erreichten, ehe jene aus der Türe getreten war, die aus dem Gange vor den Parterrelogen ins Foyer führte. Seine üble Laune entband bei der Gattin geheimen Groll, fast Feindseligkeit. Schweigend saßen sie im Wagen neben-

9

einander, schweigend schritten sie die teppichbedeckte Stiege zu ihrer Wohnung empor. Während Else noch mit dem Entkleiden beschäftigt war, lag Alexander bereits gegen die Wand gekehrt und schien fest zu schlafen. Dem war durchaus nicht so. Er sann auf Rache. Rache war es, ganz ausgesprochenermaßen Rache, die er erwog, Rache an seiner Frau. Morgen mußte er die Corma besuchen. Ja, er mußte! Schon um dieser da neben ihm zu beweisen... Andre Männer taten ganz andre Dinge! Es war ja geradezu lächerlich, wie er sich da eingemummelt hatte in dieser Ehe. Unglaublich, wirklich! Aber das sollte anders werden! Er wollte dieser Frau zeigen, was es heiße, einen Mann, wie er einer war, nicht für gefährlich zu halten. Sie sollte...! Doch nein. Sie durfte nichts erfahren. Das wäre im höchsten Grad unbequem gewesen. Aber genießen wollte er, in vollen Zügen genießen! Denn daß er der Italienerin nicht gleichgültig geblieben war,

das stand ja fest. Morgen würde er sie auf suchen. Und er sah wieder ihren Körper vor sich, hüllenlos, ambrabraun, duftend nach wundervollen Essenzen... Jedenfalls würde er morgen zum Friseur gehen. Und nicht zu vergessen war, daß er ganzseidene Strümpfe anzöge. ...Ob er Blumen mitbrächte? Nein, das wäre kindisch gewesen. Nachlässig wollte er bei ihr erscheinen, nachlässig, aber mit der unausgesprochen ersichtlichen Absicht, sie zu besitzen. Er wollte kommen wie ein geborener Sieger. Das mußte sie bestechen. Und er griff — den Schlafenden zu spielen, hatte er ganz vergessen — nach der Tube Vaseline, sein Gesicht, das, von innen heraus erhitzt, schmerzhaft brannte, mit der Salbe zu bestreichen.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Sängerin trank den Thee in Gesellschaft ihres Freundes, des Freiherrn David von Fleischer, als ihr Herrn Schreiners Karte übergeben ward. Sie las erstaunt den un-

9*

bekannten Namen und reichte die Karte dann dem Baron, der schweigend die Achseln zuckte. »Ich lasse bitten«. Herr Schreiner trat ein. Er hatte einen dunkelgrauen Gehrock und hellgraue Beinkleider gewählt, die, im Oberschenkel wie Knickerbockers geschnitten, um die Wade herum eng, wenn auch nicht anschmiegend schlossen und kelchförmig über den Fuß hinab fielen. Seine weiße Weste mit breitem Überschlag warf keine einzige Falte. Er hatte sie erst knapp vorm Verlassen des Bureaus angelegt. Sie war vom Bügeln gekommen. Die Anwesenheit eines Dritten beunruhigte ihn, um so mehr, als er den Baron Fleischer längst vom Sehen kannte. Die Dame des Hauses wies mit einer einladenden Handbewegung die beiden Herren aneinander. Der Baron hatte sich lässig erhoben. Er war ein Fünfziger mit schon stark angegrauten gepflegten Backenbartstreifen und dichtem gestutztem Schnurrbart. Seine Kälte, die man unfreundlich

nennen konnte, trieb Herrn Schreiner den Angstschweiß auf die unmittelbar vor dem Eintreten noch gründlich mit Teintpapier gereinigte Stirne. Die Sängerin lächelte. Sie hatte den jungen Mann sofort erkannt. Sie half ihm. »Wir sind gestern abend Nachbarn gewesen.« »Jawohl, gnädige Frau.« Er fühlte, daß er seinen Besuch irgendwie zu erklären verpflichtet sei, und stotterte ein paar Phrasen, die diesem Zwecke galten. Die Corma nahm es gnädig hin. Der Baron schwieg. Nun erging sich Herr Schreiner in mißfälligen Bemerkungen über die gestrige Aufführung. Der Baron sah nach der Uhr. Es war eine dritte Tasse gebracht worden. »Darf ich Ihnen ein wenig Thee einschenken?« fragte die im Nachmittagszwielicht müd und gealtert aussehende Frau und rückte sich ganz vom Fenster ab. Herr Schreiner trank verlegen seinen Thee. Die Sängerin sprach von den Theatern der Stadt. Ihre Stimme hatte einen stark fremdländischen

Tonfall, auch suchte sie manchmal mit einiger Ziererei nach den Worten. Einsilbig beteiligte sich der Baron am Gespräch. Endlich erhob er sich. Herr Schreiner sprach sich Mut zu. Auf die Gefahr hin, diesem Herrn unausstehlich zu erscheinen, wollte er bleiben. »Meine Gnädigste«, sagte der Baron Fleischer zu der Dame des Hauses und sah ihr dabei voll ins Gesicht, »ich schicke also den Wagen um ein viertel nach sieben Uhr«. »Tun Sie das, lieber Baron«, sagte die Corma und drückte dem Scheidenden, der mit der Linken den Rock schloß, lebhaft die Hand. Herr Schreiner glaubte einen Blick des Einverständnisses zu bemerken, der nach Spott aussah. Spott über ihn? Das »Einverständnis« wäre nicht schwer zu erraten gewesen. Denn nur Herrn Schreiner unter den Tausenden, die Frau Lucia Wendtheim-Corma bewunderten und wie auf der Konzertbühne, so in ihrem Privatleben mit neugieriger Aufmerksamkeit begleiteten,

war es unbekannt geblieben, daß die Signora seit Jahren ein Verhältnis mit dem unverehlichten Freiherrn David v. Fleischer unterhielt. Von ihrem Gatten Wendtheim wußte man nicht viel mehr, als daß sie ihn einmal vorzeiten geheiratet hätte.

Der Baron empfahl sich steif von Herrn Schreiner. An der Türe — Herr Schreiner hatte sich wieder gesetzt — schien er noch einmal mit seinen Blicken gleichsam etwas zu rufen, denn die Sängerin lächelte, wie man lächelt, wenn man nicht wohl deutlicher antworten kann, da jemand störend im Wege sitzt. Dann ging er. Gott sei Dank, dachte Herr Schreiner und war auf einige Minuten wieder voll Unternehmungsmut. Die Corma wandte sich nun mit der größten Liebenswürdigkeit ihm zu und fragte ihn, wie es Herrn Schreiner allmählich vorkam, etwas unverblümt nach seinen Familienverhältnissen aus. Als sie von seiner Frau sprach und ihre Erscheinung lobte, empfand er das äußerst

peinlich. Er ging auch nicht auf dieses Thema ein. Noch unangenehmer war ihm die Erkundigung nach seinen Kindern, die in der allerunschuldigsten Form der Welt: »ob er Familie habe« gestellt war. »So komme ich nicht zum Ziele«, dachte der Aufgeregte. Er hatte bereits jede Zuversicht eingebüßt. Aber er konnte ihr doch um Gottes willen nicht jetzt plötzlich ins Gesicht sagen, daß er sie liebe, ganz abgesehen davon, daß dem durchaus nicht der Fall war. Er brachte das Gespräch auf den Baron und verriet mit den ersten Worten seinem Gegenüber, daß er keine Ahnung von den Beziehungen hätte, die die Dame mit ihrem Freunde verbanden. Sie überwand eine leise Befangenheit und plauderte dann um so sorgloser von dem liebenswürdigen »alten Herrn«. Was hat sie vor? dachte Herr Schreiner. Die Jungfer erschien und meldete, daß das Bad bereit sei. Mit einem bezaubernden Lächeln — er erinnerte sich dieses Lächelns aus dem Kon-

zert — entließ sie ihn... Da stand er nun auf der Treppe und kam sich äußerst albern vor. Während er langsam die Stufen hinabstieg, hatte er allen Ernstes den Gedanken, diesen Besuch seiner Frau zu erzählen, möglichst unbefangen natürlich, so etwa mit: »Denk dir nur, wo ich heute war«, zu beginnen. Aber er fühlte, er würde den klugen stummen Augen seiner Frau gegenüber erröten, und dann war alles verloren. Dann hatte er Unfrieden im Hause, das heißt die gewisse unerträgliche bleischwere Stimmung, wenn seine Frau umher ging, als ob er nicht da wäre. Und wozu auch? Ohne jegliches Entgelt auf der andern Seite. Denn dieser Besuch war ja ganz offenbar verunglückt. Ja, ja, verunglückt. Es war beim besten Willen nichts anders heraus zu deuten. Sie war höflich gewesen, aber nicht mehr. So hätte sie jeden anständig gekleideten Menschen empfangen, noch dazu einen, dessen Karte einen Mann aus halbwegs gutem Hause nannte: Ministerial-

beamten und nichtaktiven Kavallerieleutnant. Er mußte die Sache von vorn anfangen. Aber wie, wenn er morgen wiederkäme und dieser Baron Fleischer wieder dasäße oder sie ihn gar in dessen Anwesenheit abweisen ließe?... Ihm fiel ein rettender Gedanke ein. Er wollte ihr schreiben. Natürlich. Jetzt, nachdem er sie besucht hatte, war ein Brief das einzige Mittel, das die Hindernisse der Annäherung hinwegzuräumen imstande war... Oder neue zu schaffen? Er verwarf diese Möglichkeit ebenso schnell, wie sie in ihm aufgetaucht war.

Zu Hause entwickelte er eine ungewohnte Beweglichkeit. Er turnte mit den hocherfreuten Kindern, pfiff. Den Blicken seiner Frau wich er aus. Da er ihr aber beim Abendessen gegenüber saß, begann er mit anschaunlicher Beredsamkeit allerhand Belangloses zu erzählen. Sie verhielt sich meist schweigend.

Am nächsten Tage gab er folgenden Brief zur Post:

»Gnädigste Frau!

Mein Besuch bei Ihnen ist mir eine peinliche Erinnerung. Ich war gekommen, Ihnen so viel zu sagen, und bin gegangen, ohne auch nur den Zweck meines unbescheidenen Erscheinens angedeutet zu haben. Dürfte ich hoffen, daß Sie ihn erraten haben? Geben Sie mir Gelegenheit, meine Ungeschicklichkeit, die einer begreiflichen Befangenheit entsprungen war, wieder gut zu machen. — In dieser Hoffnung küsse ich, gnädige Frau, Ihre Hand als Ihr ergebener...«

Als er mit eigner Hand dieses Schreiben in den Briefkasten steckte, schien es ihm, als warnte ihn eine innere Stimme vor dem törichten Beginnen. Er überhörte sie. Aber seine Laune war nichts weniger als gehoben. Nicht wie ein Held erschien er sich, sondern wie ein Besiegter. Er vermied den Gedanken

an seine Frau, kaufte aber seinen Kindern in einer Spielwarenhandlung einige Kleinigkeiten, die er Auftrag gab, ihm bereit zu stellen, da er sie selbst abzuholen willens war. Um sich zu zerstreuen, ging er zuerst zu seinem Friseur, dann zur Manikure, endlich zum Zahnarzt, der ihm die Zähne gründlich reinigen mußte. Von einem Bekannten ließ er sich ins Kaffeehaus führen, einem ihm seit Jahren ungewohnten Aufenthalte. Sie saßen bei Kaffee und Kognak und sprachen von »alten Zeiten«, gemeinsamen Kulissenerinnerungen und sonstigen galanten Abenteuern. Der Freund, ein blondbärtiger Dreißiger, laut und breit, spottete über Herrn Schreiners zurückgezogenes Ehemanns- und Vaterleben. Nachdem dieser unzählige Zigaretten geraucht hatte, so daß sein Anzug, auch durch die stickige Atmosphäre des Kaffeehauses überhaupt, und sein Atem einen übeln Geruch ausströmten, begab er sich langsam nach Hause. Die Spielsachen

für seine Kinder hatte er abzuholen vergessen, sie fielen ihm ein, als er schon fast vor seiner Wohnung angelangt war. Unter dem Vorwande, den Kindern diese Freude nicht zu verzögern, kehrte er um, nahm das Paket in Empfang und schritt wieder dieselbe Strecke. Die bereits angezündeten Laternen kontrastierten mit der Frühlingsstimmung des lauen Abends. Er empfand plötzlich Lust, mit seiner Frau ein wenig spazieren zu fahren. Doch verwarf er sofort auch wieder diesen Gedanken, da er dunkel zu ahnen glaubte, daß sich dahinter etwas wie aufsteigende Gewissensbisse verbarg... Der Abend zu Hause verlief ohne besondres Vorkommnis. Die Kinder freuten sich über die mitgebrachten Sachen. Else hatte ihre Migräne und ging früher als gewöhnlich zu Bette. Er saß allein unter der Lampe und nahm einen französischen Roman vor. Es gelang ihm nicht, zusammenhängend zu lesen. Seine Gedanken schweiften ab. Sie waren voll

Bitterkeit. Daß ihn zum Beispiel seine Frau ersucht hatte, dem Abendgebete der Kinder fern zu bleiben, — es war sonst nicht seine Gewohnheit, zu dieser täglichen letzten Szene in der Kinderstube zu erscheinen — hatte ihn verdrossen. Er gefiel sich einigermaßen in der Rolle eines Ausgestoßenen. Die höhnischen Worte seines Freundes fielen ihm ein. Er holte einen alten Jahrgang des Journal amusant hervor und suchte sich an den frivolen Zeichnungen zu erheitern. Sie waren ihm alle zu wenig lasziv. Er kramte in seiner Bibliothek nach galanten Büchern, fand eine mehr als freie Ausgabe des Boccaccio und spornte seine träge Phantasie blutig...

Vormittag im Amte ließ ihn der Vorsteher rufen und erteilte ihm in gemessener Form einen Verweis wegen Nachlässigkeit in der Dienstführung. Er habe schon längst ein ernstes Wort mit ihm sprechen wollen. Er müsse ihn in seinem eignen Interesse

darauf aufmerksam machen, daß derlei Dinge, wie er sie sich in seiner Geschäftsgebarung habe wiederholt zuschulden kommen lassen, nicht angingen. Man habe sich auch bereits höhernorts mißbilligend über dies und das ausgesprochen. Er fand keine Entschuldigung. Ein Gefühl tiefer Demütigung fraß sich in sein Herz. Am liebsten hätte er laut geweint. Er saß lange Zeit vor seinem Schreibtisch und starrte in den sonnenbeschienenen Hof des Hinterhauses... Als auch am Nachmittage kein Antwortbrief sich einfand, ging er zum Hotel. Der Portier trat ihm in der Türe seiner Loge entgegen und fragte nach seinem Begehren. Die Signora sei nicht zu Hause. Sie sei ausgefahren. Langsam drehte sich Herr Schreiner auf den Absätzen herum. Es war ihm, als müsse er den Mann aufs Gewissen befragen, ob das auch der Wahrheit entspreche. Aber er nahm Abstand von diesem offenbar kompromittierenden Versuche, dankte mit betonter Nach-

lässigkeit, zwei Finger an der Hutkrempe, und ging. Er kehrte in das Bureau zurück und ließ nach Hause telephonieren, daß er heut erst später kommen würde. Nachdem er einige Male vergeblich einen Anlauf zur Arbeit genommen hatte, schrieb er einen langen Brief an die Sängerin, überlas ihn und zerriß ihn. Ein Kollege trat ein und fragte nach dem Verlaufe der Unterredung mit dem Vorsteher. Ärgerlich gab Herr Schreiner den Hauptinhalt zum besten. Der Kollege, ein magrer, glatt rasierter, fast kahler Pole, war ganz seiner Ansicht, daß das Vorgehen des Chefs durchaus unbegründet, vielleicht überhaupt nur einer Laune entsprungen sei. Mit einer Empfehlung an »die Gnädigste« entfernte er sich, nicht ohne nochmals wiederholt zu haben, Schreiner möge sich nur ja kein graues Haar über die dumme Sache wachsen lassen.

Endlich kam folgender Brief zustande:

»Gnädigste Frau!

Sie haben meinen Brief erhalten und mir nicht geantwortet. Ich bin bei Ihnen gewesen, und Sie haben mich abweisen lassen. Wenigstens schien es mir so. Ich will noch einmal versuchen, ob ich mich in dem allen nicht vielleicht täusche. Es gibt ja solche Zufälle im Leben. Sie waren verhindert. Sie hatten vor, den Brief gestern zu beantworten. Sie hatten meine Adresse verlegt. Was weiß ich... Ich weiß nur das eine, daß ich auf die Gefahr hin, neuerlich und unverkennbar abgewiesen zu werden, wenn ich auf diesen meinen letzten Brief wiederum keine Antwort erhalten sollte, morgen gegen fünf Uhr noch einmal zu Ihnen gehen muß. Sie haben mein Schicksal in Ihren Händen, die ich küsse.

A. Sch.«

Zu Hause fand er Gesellschaft vor. Die Schwägerin Anna und ihr Mann waren zu Besuch. Der Anblick des dicken gemütlichen Menschen erquickte Herrn Schreiner

in der Seele. Er war in seiner behaglichen Nähe so sicher. Vor ihm erzählte er denn mit humoristischer Färbung und mit einer verlognen Schneidigkeit renommierend, den Auftritt beim Vorsteher. Er wußte, daß er hier gutmütigen Spottes über ein solches Vorkommnis sicher war. So rettete er auch die Geschichte vor seiner Frau, bei der sonst — das ahnte er — seine Erzählung ein stilles und ihm nur um so peinlicheres Verdenken erzeugt hätte.

Die beiden Schwestern waren in Hausfrauen- und Kinderangelegenheiten voll Eifers eingesponnen. Er trank mit dem Schwager Glas um Glas. Allen Ernstes hatte er die Absicht, sich heute zu berauschen, was ihm schließlich auch gelang. Er fiel ins Bett und schlief sofort ein.

Um so trübseliger gestaltete sich das Erwachen nach mehrmaligem Wecken des ungeduldigen Mädchens. Richtig hatte er sich auch heute verspätet. Atemlos wie ein Schul-

knabe kam er im Bureau an. Der Schweiß stand ihm unter dem Hute, sein Hemd klebte am Körper. »Der Herr Chef habe nach ihm gefragt«, richtete sich verneigend der Diener aus. Eine Ausrede auf den Lippen, klopfte er bei dem grämlichen Vorgesetzten an. Dieser empfing ihn höchst ungnädig. Herr Schreiner stand vor ihm wie ein ertapptes Kind. Er schämte sich der unwürdigen Situation unsäglich... Lächelnd kam der Kollege wieder. Er konstatierte, daß Herr Schreiner Pech habe. Leider hätte er, der Kollege, selbst die unangenehme Aufgabe gehabt, über Befragen melden zu müssen, daß jener noch nicht anwesend wäre. Der Chef habe seinen unleidlichen Tag. Herr Schreiner möge sich nur nichts daraus machen. Er, der Kollege, habe derlei schon so oft einstecken müssen. Ob sie sich wohl auch so herauswachsen wollten im spätern Leben, wenn sie zu Würden gelangt wären! Der Kollege lächelte in freudiger Zuversicht

10*

und steckte sich eine neue Zigarette an... Abermals war von Lucia Corma keine Antwort gekommen. Und er hatte diesen Brief doch durch einen Dienstmann sofort zutragen lassen, der — so gab er ihm zu verstehen — sich etwas verziehen könne, nicht allsogleich davoneilen müßte. Keine Antwort, auch mit der Post nicht. Und es wurde Nachmittag. Herr Schreiner wanderte in den Straßen umher. Ein Regenschauer fiel nieder. Er ging in eine Hutniederlage und ließ sich den genäßten Zylinder neu aufbügeln. Während er wartete, trat ein Herrschaftsdiener ein und stellte sich, gleichfalls wartend, neben ihn. Herr Schreiner empfand dies wie eine Demütigung. Um dem Kerl mehr Achtung einzuflößen, setzte er sich auf die Pudel und schlenkerte mit den Beinen. Auch hantierte er laut an seinem silbernen Feuerzeug und erreichte damit, daß der Bediente nach schwedischen Zündhölzchen in die Hosentasche fuhr, was ihn wieder einiger-

maßen versöhnlich stimmte. Er dankte gnädig. Kaum war er auf der Straße angelangt, als sich der Regenschauer erneuerte. Er war, um nicht abermals den Hut zu schädigen, genötigt, in einen Hausflur zu treten, wo schon mehrere Fußgänger Unterstand gefunden hatten. Wagen auf Wagen rollte vorüber. Herr Schreiner begann sie zu zählen, gab es aber wieder auf. Der Zeiger der großen eisernen Standuhr rückte nur langsam weiter. Schließlich fuhr er mit einem Fiaker beim Hotel vor. Der Kutscher fragte, ob er warten solle. Dies schien ihm eine böse Vorbedeutung. Doch um nicht das Schicksal zu versuchen, behielt er das Fuhrwerk. Der Portier lüftete kaum die Kappe. Im Vestibül stand eine hoch gewachsene Dame in langem grauem Regenmantel, mit den Lippen an dem Schleier zupfend. Augenscheinlich eine Aristokratin. Herr Schreiner setzte sein Monokel auf. Es entglitt ihm und zerbrach auf den Steinfliesen. Die Dame

wandte sich ab. Sie hatte gelächelt. Herrn Schreiner schoß das Blut in den Kopf. Er ging ein paar Schritte zurück, der Unbekannten zu beweisen, daß dieses lächerliche Mißgeschick ihm nichts bedeute. Ja, er brachte es über sich, mit dem Ende seiner Schuhe an die Splitter zu rühren. Ohne sich diesmal bei dem Portier erkundigt zu haben, stieg er die wenigen Stufen hinan zum Aufzuge. Der Liftjunge fragte nach der Nummer. Die wußte er nicht. »Erster Stock«. Als sie sich geräuschlos in Bewegung setzten, fragte er wie nebenbei: »Frau von Corma ist zuhause?« »Ja«, sagte der Liftjunge. Eine schreckliche Angst warf sich mit zottigen Klauen auf Herrn Schreiners Brust: jetzt mußte sich's entscheiden. Wenige Minuten später stand er vor der weiß lackierten Tür. Er überlegte. Endlich klopfte er. Ein Griff nach der Krawatte. Die Tür öffnete sich. Die Zofe stand vor ihm. Das Wort erstarb ihm. »Die Gnädige ist nicht zu Hause.«

Ein Blick in den Vorraum hatte ihn einen Herrenüberrock bemerken lassen... Das Mädchen schien ihn bis in die Knochen zu verachten. Er hinterließ seine Empfehlung. Dann stieg er schwerfällig die Stufen hinab... Der Wagen wartete. Eilfertig riß der Kutscher die Decken von den nassen Rücken der Pferde. Er hatte eine längere Abwesenheit erwartet. Als er schon im Coupé saß, beugte sich der Fiaker herab. »Wohin, Euer Gnaden?« Er nannte seine Adresse...

Zu Hause schien es ihm merkwürdig still. Auf zweimaliges Läuten — er hatte seinen Schlüssel nicht bei sich — erschien der Diener und lächelte verlegen. »Die gnädige Frau ist verreist«. »Verreist...?« Sein Herz stand starr. »Es liegt ein Brief für den gnädigen Herrn auf dem Schreibtisch«... In Hut und Mantel stürzte er in sein Zimmer. Dort auf der grünen Ledermappe mit den vergoldeten Ecken lag ein Brief. Die Züge seiner Frau. Mit dem Bleistift hingeworfen.

Er riß den Umschlag ab. Ein violettes Briefblatt lag darin.

»Gnädige Frau! Wollen Sie, bitte, Ihrem Gatten sagen, daß seine Bemühungen mir lästig fallen. Ich glaube, Sie werden Mittel und Wege finden, ihn von weitern Schritten abzuhalten, die für Sie und ihn nur von unangenehmen Folgen begleitet sein müßten.

In Hochachtung Ihre ergebene
Lucia Wendtheim-Corma,
Kammersängerin.«

Herr Schreiner hielt das Briefblatt in der Hand. Mechanisch wiederholten seine Lippen den Inhalt der kurzen, in liegenden Zügen geschriebenen Zeilen. Vor seinen Augen flimmerte es. In seinem Kopfe dröhnte es. Dann war alles still...... Er hielt sich an der Stuhllehne. Der Diener räusperte sich. Herr Schreiner fuhr herum. Die beiden Männer standen einander gegenüber, der Diener verlegen, dumm lächelnd, Herr Schreiner noch immer den Brief in der

Hand. Er zwang sich zu Ruhe. »Wann ist die gnädige Frau abgereist?« »Mit dem Mittagsschnellzug, gnädiger Herr. Ich hab' noch den gnädigen Herrn benachrichtigen wollen, aber die gnädige Frau hat gesagt, es ist nicht nötig, der gnädige Herr weiß schon. Die gnädige Frau ist nach Hollbrunn gefahren«. Zu den Schwiegereltern natürlich. Er wollte fragen: »Mit den Kindern?« Aber er verschluckte die Silben. Der Diener fuhr sich mit beiden Händen an den Hüften herab. »Die kleinen Fräuleins lassen den gnädigen Herrn vielmals grüßen.« Herr Schreiner fühlte, daß er eine klägliche Figur machte. Er wandte sich um, zog den breitlehnigen Stuhl unter der Schreibtischplatte hervor und ließ sich schwer in ihm nieder. »Es ist gut. Ich werde läuten, wenn ich dich brauche.« Langsam entfernte sich der Bediente. Er hörte an seinen knarrenden Schritten, daß er sich nach ihm umsah. Nun saß er vor seinem Schreibtische. Die Bilder

seiner Frau, seiner Kinder standen vor ihm. In ihren Gläsern spiegelte sich das Dämmerlicht des einfallenden Abends. Die Uhr tickte. Unten rollten Wagen. . . . . Plötzlich kratzte es an der Türe. Der Diener hatte die drei Hunde in das anstoßende Zimmer gelassen, als ob er seinen Herrn zu trösten versuchte. Herr Schreiner erhob sich, öffnete die Türe. Die Hunde sprangen an ihm empor. Da rannen ihm -- seine Brust hob sich stoßweise — dicke Tränen über die Wangen. . . . Erst wanderte er ruhelos durch die Zimmer. In der Kinderstube, wo ihm jedes Stück von einem verlornen Leben erzählte, verweilte er. Er weidete seinen Schmerz an diesen stummen Zeugen eines jäh zerbrochenen Glücks. Der Nußknacker, der Nikolaus, der Krampus, die steirische Bäuerin: alle sahen sie ihn an. Diese steifen bunten Männer und Frauen drückten eine unsägliche Trauer aus. Er setzte sich auf eines der kleinen Stühlchen vor dem Kachel-

ofen neben der großen Puppenwiege, preßte die Hände vor die Augen und schluchzte. Aber da er sich dabei ertappte, daß er seinem Schluchzen zuhörte, stand er wieder auf — es war unterdessen fast ganz finster geworden —, rief dem Diener und hieß ihn im Ankleidezimmer den Smokinganzug mit allem Erforderlichen vorbereiten. Er konnte nicht zu Hause bleiben. Er mußte irgendwohin, unter Menschen. Die Luft dieser verlassenen Zimmer lastete immer schwerer auf seinem Herzen. . . Anfangs hatte ihn eine Art von Trotz abhalten wollen, seiner Frau zu schreiben. Wie es ganz im Anfang dieser denkwürdigen Heimkunft mit ihm sich verhalten hatte, wußte er nicht mehr. Aber daß da keinerlei Trotz in ihm gewesen war, der erst später, durch einige Geißelhiebe von Erwägungen gereizt, sich empor gebäumt hatte, das fühlte er deutlich. Jetzt, nach dem Besuch im Kinderzimmer, nach diesen reichlichen Tränen, war er ganz Un-

terwürfigkeit, ganz Demut. Er schrieb einen langen anklagenden und flehenden Brief, stand ein wenig erleichtert auf und begab sich, mit sich selbst bis zu einem gewissen Grade zufrieden, in das ans Badezimmer stoßende Kabinett, wo der Diener schon alles bereit gelegt hatte und dienstfertig wartete.

Den Brief in der Hand, um ihn nicht etwa schließlich in der Rocktasche zu vergessen, trat er in den Abendnebel hinaus. Zunächst wollte er ein Theater aufsuchen, und zwar ein übermütiges, ganz ungebundenes Stück zu sehen. Er wählte ein Vaudevilleunternehmen der Vorstadt, erhielt richtig noch einen Platz in der ersten Parkettreihe und trat nach einem letzten Blick in den hohen Wandspiegel der Garderobe, das auf dem Wege gekaufte Monokel im Auge, den Spazierstock mit der Krücke über den linken Arm gehängt, an seinen weißen Handschuhen knöpfelnd, in den

Zuschauerraum. Man war mitten im ersten Akt. Er musterte im Rampenlicht die Anwesenden. In einer Parterreloge sah er den Grafen Verminges, einen ehemaligen Regimentskameraden, mit seiner Frau, einer kleinen, brünetten, beweglichen Person. Er erinnerte sich ihrer wohl. Die Heirat hatte damals im Regiment Aufsehen gemacht. Sie war die Tochter eines reich gewordenen Erzeugers ätherischer Öle, von Haus aus nicht eben wohl erzogen, aber bildsam. Im zweiten Akte besuchte er das Ehepaar, das sich augenscheinlich miteinander nicht zum besten zu amüsieren gesonnen oder in der Lage war, denn der Graf starrte zumeist mit seinem Glase in eine gegenüber liegende Loge, die Gemahlin wandte trotzig kein Auge von der Bühne. Ein verlegenes Zögern beim Eintreten überwindend, gab sich Herr Schreiner als erfreuter alter Bekannter. Die beiden kamen aus einer kleinen Garnison. Wie er erfuhr, waren sie auf der Durch-

reise. Man verabredete ein gemeinsames Abendessen. Erleichtert atmete Herr Schreiner auf. Ein Teil der Nacht war vorläufig angebracht. Blicke des intimen Einverständnisses zur Loge empor — auf die Umsitzenden berechnet — gab er bald als erfolglos auf, denn Verminges hatte sich wieder seinen Betrachtungen gewidmet, aber es war ihm unterdessen doch gelungen, ein Gefühl der Sicherheit in sich heranzuzüchten, und die wiedergewonnene Behaglichkeit — er rüttelte nicht an ihrer dünnen Decke, unter der wie unter der leichten Eisschicht eines schmutzigen Gerinnsels allerlei Ungeklärtes schwamm, — verlieh ihm soviel Selbstbewußtsein, daß er sogar eine hübsche Soubrette auf sich aufmerksam zu machen suchte, indem er des öftern seine weiß behandschuhten Hände über den silbernen Stockgriff legte und hin und herrückend sein Augenglas auffunkeln ließ. —

Im Hotel, das die Menage Verminges gewählt hatte, fand sich bald ein Freund des Grafen ein, ein junger Diplomat, der Herrn Schreiner mit gemessener Höflichkeit begrüßte, nur um sich desto lebhafter seiner Nachbarin zu widmen, neben der ein Platz sich als für ihn reserviert erwies. Herr Schreiner konnte bald bemerken, was niemand lange ein Geheimnis zu bleiben vermochte, daß die Gräfin und der junge Mann, der eine fade gelbe Physiognomie besaß und alle möglichen Menschen im Saale lässig scherzend grüßte, sich im vollsten Behagen miteinander befanden. Der Gemahl, der sich gewohntermaßen von seiner Frau aufgegeben sah, rückte an den Regimentskameraden heran, und die beiden leisteten ein Erkleckliches im Trinken und Zutrinken. Es war ein Viertel vor Mitternacht, als sich die Gesellschaft trennte. Der Diplomat, der bei Tisch Herrn Schreiner keiner erheblichen Ansprache gewürdigt hatte — dieser nannte ihn im

Stillen einen arroganten Laffen —, empfahl sich am Wagenschlage, Verminges aber hatte mit Alexander Schreiner eine gemeinschaftliche Nachfeier in einem Vergnügungs-Etablissement verabredet, wo er auch, als dieser kaum die letzte vorhandene Loge besetzt hatte, sehr aufgeräumt erschien. »Nun wollen wir lustig sein, Bruder!« Mit diesen vielversprechenden Worten übernahm der Graf die Führung, und rasch hatte sich an dem Tische der neuen alten Freunde eine Anzahl tief dekolletierter und hoch frisierter Dämchen eingefunden, die Backhühner mit Salat und gemischtem Kompott sowie unzählige Giardinettos verspeisten und sich überaus toll betrugen. Zu vorgerückter Stunde, als der Zigarrendampf den Raum mit blauen Wolken erfüllte und die grellen elektrischen Lampen überschwelte, saß eine schwarze üppige Kleine Alexandern auf den Knien und küßte ihn wiederholt auf den Mund, was er anfangs abgewehrt hatte,

später aber aus Scham vor Verminges geschehen ließ, obwohl er — er wiederholte bei sich diese sophistische Beteuerung — keinen ihrer Küsse erwiderte.

Auch der Graf hatte eine Schöne ausgewählt oder sich von einer wählen lassen und bereits einige Male Zeichen großer Ungeduld von sich gegeben, die Herr Schreiner, der nicht recht wußte oder zu wissen begehrte, wie das alles enden sollte, beharrlich mißverstand. Endlich erhob sich Verminges, rief dem Zahlkellner, man teilte nach einem nicht sehr aufrichtigen Abwehrversuche des Grafen die beträchtlichen Kosten der Unterhaltung, und nach einem kordialen Händedrucke sah sich Alexander Schreiner plötzlich auf der Straße mit dem Mädchen, das, in einen roten Plüschmantel mit Pelzbesatz gehüllt und auf hohen Stöckeln trippelnd, um sich gegen das Frösteln in der feuchten Nachtluft zu wahren, halb an seinem Arme, so als wäre das selbstverständlich, vor dem Portal des

Etablissements nach einem der nahe haltenden Wagen zu rufen Auftrag gegeben hatte.

Ziemlich wirr im Kopfe, wie betäubt vom Dunste des Lokals und der Weiber, ohne rechte Besinnung, was geschehen sei, was geschehen werde, stieg Alexander ihr nach in das dunkle Coupé, ließ sich von der schauernden Kleinen an die liebebereite Brust ziehen, erwiderte, halb im Traume, den zärtlichen Druck ihrer Schenkel und kam erst zu sich, als der Fiaker, indem er die Pferde etwas verhielt, nach dem Ziele der Fahrt fragte. »Zu dir«, sagte die junge Dame. Das gab Herrn Schreiner wie mit einem Schlage die Herrschaft über sein aus dem Zügel gefallenes Innenleben zurück. Ohne sich auf weitere Erörterungen einzulassen, im Gefühle längst versäumter Pflicht, fuhr er die Zusammenschreckende an: »Wo wohnst du?« Als sie zögerte, wiederholte er die barsche Frage, erfuhr eine Gasse und eine Hausnummer, rief sie dem Kutscher zu

und warf sich rückwärts in den Wagen, die Augen schließend, die Hände über dem Magen faltend. Das Mädchen saß einige Augenblicke verschüchtert da, dann hob sie eine bereits zum Keifen schwankende Stimme und beklagte sich bitter über die Unfreundlichkeit ihres Kavaliers. Da dieser nicht antwortete, erklärte sie, mit dem Fuß aufstampfend, sie werde ihn um keinen Preis bei sich empfangen, da sie mit ihrer Mutter zusammen wohne und die Mutter nie und nimmer — sie wiederholte die ihr offenbar sehr wohllautende Phrase — zugeben würde, daß sie einen Herrn usw.

Seinen Hut aus dem Gesicht in den Nacken schiebend, griff Herr Schreiner nach der Wagenklinke. Da die Schöne fortfuhr, die über allen Zweifel erhabene Lauterkeit ihrer Mutter gegen einen unbekannten Angreifer zu verteidigen, steckte Alexander den Kopf beim rasch herabgelassenen Fenster hinaus, hieß den Kutscher halten, sprang aus dem

11*

Wagen, warf jenem eine große Silbermünze hin und verschwand um die nächste Straßenecke.

Er hörte, daß der Wagen stehen geblieben war, vernahm ein erregtes Zwiegespräch und begann zu laufen. Er lief, als seien ihm Häscher auf den Spuren, er lief so, daß ihn ein Wachmann, der sich erst verwundert nach ihm umgesehen hatte, anrief. Er lief immer rascher durch unbekannte Gassen und stürmte endlich in ein kleines Kaffeehaus, aus dessen verhängten Fenstern der trübe Schein herabgedrehter Gasflammen drang. Hier ließ er sich völlig erschöpft nieder, bestellte einen schwarzen Kaffee und harrte mit Herzklopfen, ob seine Verfolgerin (denn nur eine Verfolgung hatte er wie eine Gefahr im Sinne) ihn an seinem doch nicht ganz sichern Platz erreichen würde. Als der dampfende Kaffee von einem übernächtigen Kellner aufgetragen war, zahlte er allsogleich, netzte kaum die Lippen mit dem heißen dünnen Getränk und eilte ins Freie.

Der ganze Aufenthalt hatte nur wenige Minuten gedauert. Die Straße war leer. Unter einer Laterne stand wieder ein Wachmann. Er trat auf ihn zu und — in seiner Nähe fühlte er sich sicher — fragte nach dem nächsten Einspännerstandplatze. Der Mann — es war derselbe, der ihn vorhin angerufen hatte; offenbar war er ihm gefolgt — sah ihn argwöhnisch an, da aber Alexander mit gut gespielter Gelassenheit ein Zigarrenetui hervorzog, ihm eine Zigarre entnahm und sich in aller Ruhe mit dem an einer langen Kette hängenden Taschengeräte die Zigarre zurecht schnitt, ja den Angeredeten endlich gar um Feuer bat, gab dieser alle Einwände gegen die verdächtige Erscheinung auf und erteilte willig Auskunft. Inzwischen war in torkelndem Holpern ein nichtbesetztes einspänniges Fuhrwerk herangerumpelt. Herr Schreiner rief den schlaftrunknen Kutscher an, und erst als die Scheiben der Wagentüren um ihn klirrten, fühlte er sich geborgen.

Um 4 Uhr morgens lag er in seinem Bette. Totenstille umfing ihn. Allerlei Gedanken schwangen verwirrend im Frühlicht. Aber seine Müdigkeit war größer als ihre Macht. Er entschlief, ohne sich, wie ihm von seiner Frau angelernt worden war, die Zähne und den Mund vor dem Zubettgehen gereinigt zu haben.

Als Herr Schreiner erwachte, war es heller Tag. Ein schrecklicher Gedanke riß ihn aus der von dumpfem Kopfschmerz begleiteten Schlaftrunkenheit empor. Er tastete nach der Uhr: sie zeigte die elfte Stunde. Er hatte also richtig verschlafen. Was war zu tun? Er klingelte dem Diener. Dieser erschien erst nach mehrmaligem Läuten. Offenbar hatte ihn die Köchin wieder einmal unmittelbar vom Lager holen müssen, auf dem er sich in jeder unbeschäftigten Stunde -- und er schuf sich deren nur allzu viele -- auszustrecken pflegte. »Warum hast du mich nicht geweckt, Kerl?« schrie den in der Türe Zögernden Herr Schreiner an. »Ich

habe mindestens fünfmal geklopft, gnädiger Herr. . .« »Was sind das für dumme Ausreden! Du weißt wohl, daß ich unbedingt heraus muß!« — »Ich habe geglaubt, daß der gnädige Herr heute — —« »Du hast gar nichts zu glauben, Trottel!« Und mit der Hilflosigkeit eines Kindes sofort in einen weinerlichen Ton verfallend, fuhr er fort: »Was soll man denn jetzt machen, was soll man denn jetzt machen?!« Der Bursch erlaubte sich vorzuschlagen, daß er den gnädigen Herrn im Amt abmelden würde. (Seine militärische Vergangenheit ließ ihn immer die Fachausdrücke finden.) »Abmelden! Esel!... Aber es geht ja nicht anders!« jammerte Herr Schreiner, der sich bereits mit dem Gedanken, weiter zu schlafen, vertraut gemacht hatte. Nur das lästige Schreiben erschien ihm als eine irgendwie zu umgehende Pflicht.... »Gut.« Der Diener wollte sich entfernen. »Halt, dummer Kerl!«, brüllte Herr Schreiner. Die rote Physiognomie

des Bedienten erschien wieder in der Türspalte. »Mach die Tür zu und komm her!« Er tat es. »Wie du wieder aussiehst! Du hast dich gewiß wieder von der Mali erst wecken lassen!« Josef beteuerte seine Unschuld mit der sattsam bekannten Engelsmiene. »Schweig!« Der Diener wollte sich zurückziehen. »Bleib doch!« Josef stand steif. Das verwirrte Haar fiel ihm in die breite niedrige Stirn. Mit einem Blicke des Hasses maß ihn Herr Schreiner. »Du wirst dich anständig anziehen. Nicht in Livrée. Einen ordentlichen Zivilanzug, runden Hut. Aber Handschuhe, verstehst du!« Josef verstand. »Fahrst hin und gehst zum Herrn Rat N... Zu wem gehst du?« »Zum Herrn Rat N.« wiederholte Josef stramm. »Du fragst den Bureaudiener, ob du selbst zum Herrn Rat hinein darfst. Und wenn er dich angemeldet hat, so sagst du dem Herrn Rat, daß ich krank bin und heut noch schreiben werde.« Der Bursche stand, gewitzigt durch die

vielen Anrufe, still. »Also geh! Worauf wartest du noch?« Der Bediente verzog sein breites Gesicht zu einem freundlichen Grinsen und öffnete langsam die Türe. Er war nicht ganz sicher, ob ihm sein Herr schon alles gesagt hätte. Und Herr Schreiner überlegte auch. »Nein, es geht doch nicht. Ich muß heraus. Wart noch!« rief er. Der Bediente wandte sich triumphierend um. »Wart noch! Du kannst dich mittlerweile anziehen. Aber sofort und ordentlich, hörst du?« Der Diener, froh, jetzt sicherlich ans Ende der Unterredung gelangt zu sein, verschwand eiligst. Herr Schreiner erhob sich gähnend, fuhr in die gelben Schlafschuhe und den über die Stuhllehne gehängten blauen Morgenrock und schritt im langen Nachthemd durch die ungeheizten Zimmer. Während er ging, kam die ganze Jämmerlichkeit seiner Situation wie eine Sturzwelle Spülicht über ihn. Ihm war das Weinen nahe. Auf dem Schreib-

tische standen das Bild seiner Frau, die Bilder seiner Kinder. Er nahm die Photographien in ihren Glasrahmen und küßte sie mehrmals. Dann, als hätte er eine vorgeschriebene Handlung verrichtet, zog er die Lade auf, entnahm der Papierschachtel einen großen Bogen und setzte die Feder zum Schreiben an. Er mußte abermals gähnen; der Krampf tat ihm wohl. Er nieste kräftig. Daß er das Taschentuch nicht bei sich hatte, verdroß ihn. Aber er wollte nicht wiederum nach Josef läuten. So zog er den Nasenschleim hoch, seufzte tief und begann in langgestreckten Zügen den Entschuldigungsbrief an den Amtsvorsteher. Es ging ihm schwer vonstatten. Die Uhr zeigte 20 Minuten nach Elf. Es war keine Zeit zu verlieren. Er beendigte das Schriftstück, das ihm beim Überlesen etwas viel an Unterwürfigkeit zu bieten schien, leckte den gummierten Rand des Umschlags — natürlich war der Markenbefeuchter wieder einmal nicht mit

Wasser gefüllt! —, schrieb eine umständliche Adresse und übergab den Brief dem unterdessen bereits geräuschlos hinter ihm eingetretenen Bedienten. »Du gibst das draußen ab und wartest eine Weile. Vielleicht bekommst du Antwort, aber es ist keine nötig« .... Sollte er sich wirklich noch einmal zu Bett begeben? Die Sonne schien wundervoll warm. Auch verspürte er einen nicht geringen Frühstückhunger. Aber was blieb ihm denn übrig? Ausgehen konnte er doch nicht... Seiner Frau schreiben? Er verwarf den Gedanken erschreckt. Es würde doch wohl das Klügste sein, sich auszuschlafen. Auch schmerzte ihn jetzt der Kopf heftig. Er warf den Bildern Abschiedsblicke zu, denen er einen süß schmachtenden Ausdruck gab, und verfügte sich in das Schlafzimmer zurück. Das bedeckte Bett Elsens gab seinen Gedanken wieder die unerwünschte Richtung. Auch hatte er sich in der Zerstreuung eine Zigarette angezündet,

die ihm den Rest der Schläfrigkeit zu vertreiben nur allzu geeignet schien. Er schleuderte sie weg und warf sich auf das zerwühlte Lager. Er zog die Decke hoch hinauf und schloß die Augen mit Nachdruck. Aber es gelang ihm nicht mehr, einzuschlafen. Und je länger er lag, um so beunruhigender wurden die einander treibenden Gedanken. Plötzlich schoß ihm das Blut in die Schläfen, so siedend, daß er die Augen öffnete und sich im Bett aufsetzte. »Um Gottes willen, wohin soll das führen?« fragte er sich, und er wiederholte diese Phrase mechanisch mehrmals. Der gestrige Abend, die wüste Nacht stiegen wie gräßliche Gespenster vor ihm auf. Er kam sich geschändet vor, verworfen, wie ein Verbrecher. Er griff sich an den Kopf. »Wenn jetzt ein Fieber käme! Wenn jetzt ein Fieber käme!« flüsterte er. Er begann ein Gebet um Fieber an Gott zu richten, ein wohlgesetztes Gebet, in dem alles aufgezählt war, was ihm zu-

gestoßen sei, und Gott darauf aufmerksam gemacht wurde, daß er diesen einzig richtigen Ausweg aus den Drangsalen ihm in seiner großen Güte eröffnen möge. Denn ein Fieber, eventuell sogar Lebensgefahr . . . Lebensgefahr! Er frohlockte bei der Vorstellung, daß man seiner Frau ein Telegramm nachzusenden sich genötigt sehen würde, daß sie daraufhin umgehend zurück zu kommen veranlaßt wäre . . . Aber nein, das war ja unmöglich! So etwas konnte nie und nimmermehr geschehen. Im Gegenteil. Es mußte immer ärger und ärger kommen. Daß seine Frau mit ihrer Abreise einen übereilten Schritt getan haben konnte, war ihm noch nicht einen Augenblick eingefallen. Jetzt dämmerte etwas Ähnliches wetterleuchtend durch sein Gehirn. Aber die drückende Schwüle der Atmosphäre, das dunkellastende Sichverdichten von Massen über ihm war gleich wieder vorhanden.... Scheidung! Diese Möglichkeit fiel plötzlich

wie ein Wetterschlag auf ihn herab. Scheidung! Natürlich! Daran dachte sie. Die Abreise war die Einleitung zum Auseinandergehen. Er wand sich in Qualen unter der Wucht dieser Vorstellung. Eine lebhafte Szene spielte sich vor den Augen seiner Seele ab. Er sah sich jammernd, winselnd, um Gnade flehend. Dumpfe Wut grollte im Hintergrunde seiner Brust. Und der Haß wollte sich erheben. Da schoben sich die lichten Bilder seiner beiden blonden Mädchen lautlos an seiner Seele vorbei, glitten langsam, wie auf Nimmerwiedersehen scheidend, vorüber.. Er sah sich auf die Knie stürzen, die Hände ringen, hörte seine ohnmächtigen Schreie... Er warf die Decke ab. Sein Gesicht glühte. Aus der Nachttischlade holte er einen Handspiegel hervor und betrachtete sich lange, eingehend, mit Forschergenauigkeit. Wie er aussah! Gedunsen, rot, die Augen trüb, glasig, verquollen, das Haar fettig, wirr, schütter, an Kinn und Wangen

Bartstoppeln, die Nase aufgetrieben, die Nasenlöcher voll Schmutz. Er schneuzte sich, prüfte wie ein Schnupfer das Ergebnis. Schmutz. Und so oft er sich wieder schneuzte, rußiger Unrat. Sein Blick fiel auf seine Finger. Sie waren gleichfalls rot. Die Nägel hatten schwarze Ränder. Er hauchte in seine Hand. Sein Atem stank. Er empfand einen grenzenlosen Ekel vor seiner Person. Dann warf er das Nachthemd ab und eilte in das Badezimmer. Der Ofen war noch warm. Er ließ das Wasser in die Wanne stürzen und begann sich einzuseifen. Während er das Messer am Riemen glatt zog, dachte er so lebhaft an seine Frau, daß ihm Tränen in die Augen traten. Haß gegen sich selbst erfüllte ihn, indem er den Abend, die Nacht wieder überlief. Verminges! Was hatte er diesen blöden Kerl treffen müssen! Natürlich die »Gräfin« hatte ihn gelockt! Diese — Dirne! Und er gefiel sich darin, auf die Unbekannte allerlei Schmähungen zu häufen.

Plötzlich errötete er heftig. Die Küsse jenes Mädchens brannten auf seinen Wangen. Er wusch sich mit Gewalt in dem bis an den Rand gefüllten Becken des Waschtisches, ließ die Brause über seinen Kopf gehen, rieb sich immer wieder die Augen, den Mund, die Nase. Hoch aufatmend ging er ans Rasieren, seifte sich nochmals gründlich ein. Seine breite Brust dehnend, zog er die Wange mit der Linken übers Kinn straff. Er setzte das Messer an. Es ging gut. Kaum daß er sich ein Haar aussprengte. Da klopfte es. Der Bediente. »Nun?« »Der Herr Rat läßt sagen, er erwarte den gnädigen Herrn morgen bestimmt.« »So, danke, es ist gut.« Was das bedeuten mochte? Eine böse Ahnung stieg in ihm auf. ... Das Frühstück verzehrte er in trüben Gedanken. Er aß und aß, ließ sich zum Schluß noch ein Glas Sherry reichen, trank es gierig auf einen Schluck, trank außerdem zwei, drei Gläser Wasser. Die Post hatte zwei Rechnungen

gebracht und ein Modejournal für seine Frau. Er zog es aus der Umschlagsschleife. Da fiel ihm ein, ob sie wohl jemals wieder selbst diese Schleife entfernen würde, hier in ihrer Wohnung, bei ihm? — Seine Brust ward von neuem bedrückt von all den quälenden, auf Unheil weisenden Gedanken.. Er setzte sich an den Schreibtisch und schrieb an Else. Er schrieb Bogen um Bogen, fast eine Stunde lang... Ihm fiel ein, daß er nachmittag im Bureau erscheinen, daß er alles wieder gut machen könnte. Er würde sagen, daß er sich zum Kommen gezwungen, sich am Morgen sehr schlecht befunden hätte.... Was für eine Krankheit er wohl nennen sollte? Kopfschmerzen? Zahnweh? Er sann auf etwas Erheblicheres, unbedingt Mitleid Erregendes. —

— — — — — — — — — — — — —

Herr Schreiner hatte es doch nicht ausgehalten. Er war gegen vier Uhr ins Bureau gekommen. Als er sich nach dem Vorsteher

12

erkundigte, erfuhr er, daß dieser sich bereits entfernt hatte. Das bedeutete eine Enttäuschung für ihn. Denn nun war sein Märtyrergang eigentlich ganz überflüssig gewesen. Anderseits war er der Notwendigkeit enthoben, eine Krankheitsgeschichte zu erzählen, bei der ihn die Verlegenheit gegewiß übermannt haben würde. Lügen war seine schwache Seite. Am nächsten Tage war die ganze Sache so gut wie vergangen. Da blieb nicht viel mehr zu tun übrig, als sich einfach zu melden. Freilich mußte er irgendwie, ohne aber etwa damit zu prunken, anbringen, daß er bereits am Nachmittage gekommen wäre, krank, wie er sich gefühlt hätte. Aus Pflichteifer...? Würde ihm das jener glauben. Nicht nur eine Komödie vermuten und um so unbarmherziger verfahren? Hohn war Herrn Schreiner ja noch lieber als die gewisse stillschweigende Nichtbeachtung. Er war nicht ohne schüchternen Ehrgeiz. Er wollte von Zeit zu Zeit sogar

als Arbeitskraft hervorstechen, und es verdroß ihn dann, wenn man diese Betätigung nicht allzu ernst nahm. Es lastete ein Fluch auf ihm. Man wollte ihn nicht als Beamten gelten lassen. Und das Böseste an der Sache war, daß er sich selbst ja auch nicht so recht als Beamter fühlte, wie er sich überhaupt immer nur in Rollen und Situationen zu »fühlen« imstande war. Er »fühlte sich« als Lebemann, wenn er um zwölf Uhr nachts, das Monokel eingeklemmt, mit Freunden ein oder das andre Mal im Jahr ein Nachtlokal betrat. Er »fühlte« sich als Reiter, wenn er auf vier Wochen zur Waffenübung eingerückt war, »fühlte« sich als Sportsmann, wenn er einem Tennismatch zusah. Nichts Ganzes kam aus ihm heraus, weil er selbst nirgends ganz darin steckte. Was war er denn eigentlich? Und er quälte sich, wie so oft, eine Formel zu finden für diesen unglückseligen, von Launen gepeinigten, befangenen und ungeschickten

12*

Menschen, der er im Grunde war. Gelernt hatte er auch nicht allzuviel. Ihm fehlte immer da und dort etwas. Er beneidete die aristokratischen Jünglinge um den kräftigen Schatten, den sie im Leben warfen. Diese »hochmütigen Buben«, die, so oft es nur irgend anging, ihren bürgerlichen Bekannten verleugneten, wenn es zum Grüßen kommen sollte, wegsahen oder sich angelegentlich schneuzten, diese sehr gut gekleideten »Ach- und Krach-Absolventen« von Fortbildungskursen und Ackerbauschulen, diese Rekordraucher und gebornen Jäger: wie wundervoll sicher waren sie doch alle! Und er, Herr Schreiner, der gebildete (war er übrigens gebildet?), der vermögende (sie war doch eigentlich nur eine halbe Sache, seine Vermöglichkeit, zu viel und zu wenig, wie man's nahm, jedenfalls nicht genug für die »Welt«, für einen Bürgerlichen in der »Welt«), der gut Placierte, der Verheiratete, der Hübsche, der Elegante (er traute auch

seiner Eleganz nie recht, sah sich immer in Wirklichkeit und »bildlich« prüfend im Spiegel an, verglich, argwöhnte, ahmte nach, verwarf wiederum, wechselte), der Wohlgeborene (das konnte ihm doch niemand nehmen: er war aus guter Familie, man hatte sogar ein Wappen im Hause!), er, er war nie etwas, er imponierte niemand, ja, er fügte sich nicht einmal gut ein, er stieß an, er war im Wege, er gefiel nicht. Das war sein größtes Unglück. Er hätte sich alles verziehen, wenn er gefallen hätte. Aber er gefiel nicht. Seine Eitelkeit ließ ihn das immer wieder übersehen. Umso schwerer empfand er dann die schlagenden Beweise von der Richtigkeit seiner tiefinnerst verborgen kauernden Überzeugung. Damals, als er der ägyptischen Tänzerin in die Garderobe gedrungen war, noch als Gymnasiast, und sie ihn mit zornflammenden Augen hinausgewiesen hatte, während er doch wußte, daß allabendlich sein Freund,

der Kadett Graf Eugen Bodde, ihr bei der Toilette Gesellschaft leistete!... Das war ja wieder so ein eklatanter Fall, das mit dieser Lucia Corma! Was war sie denn eigentlich? Eine alternde Person, eine Frau mit Vergangenheit und ohne Zukunft als Weib. Und er war doch immerhin Herr Alexander Schreiner mit den gerade gewachsenen Beinen, dem schlanken Hals, der hohen Taille, dem schön geschnittenen »französischen« Gesicht. Sie war eine berühmte Sängerin. Gut. Aber was war schließlich daran? Man konnte sich seinen Sitz bezahlen, und nun saß man da, und sie sang vor. Und da sie eine gute Stimme und viel Schule hatte und immer wieder sang und die Zeitungen sie seit Jahren lobten, kam »alles« in diese Konzerte, und man »riß sich« um die Billette. Das war ja immerhin nichts »Soziales«. Sie war eben doch jemand, der für Geld sich auf ein Podium stellt und etwas zum besten gibt. Und der und jener durfte derweil mit seiner Nachbarin plaudern

und brauchte gar nicht einmal hinzuhören auf diese ältliche Dame, die ein Lied nach dem andern herunter sang. Nun sagte man zwar, sie habe »Seele in ihrem Gesang«, und so weiter. Was schon diese Zeitungsschreiber davon wissen! Seele, Seele! Er konnte das nun einmal gar nicht finden. Ja, einen schön geschwungenen Rücken hatte sie. Und überhaupt — eine ganz prächtige elastische Figur. Und Augen...! Herr Schreiner verlor sich in diesen Augen. Sie starrten ihn aus den Winkeln des Zimmers an, sie wuchsen aus diesen Winkeln hervor, sie kamen ihm näher, sie gingen in ihn hinein... Als er sich erraffte, stand in dem einen Winkel ein Spucknapf, in dem andern nichts. Spucknäpfe, philosophierte er, stehen eigentlich immer hinter all diesen schönen Dingen... Herr Schreiner besah, was auf seinem Schreibtisch sich angesammelt hatte seit gestern abend... Gestern abend! — Eine Welt lag dazwischen. Er seufzte unwill-

kürlich. Ob die Akten diesen Seufzer mit beeinflußt haben mochten, zog er nicht weiter in Erwägung. Jedenfalls waren sie geeignet dazu! Herr Schreiner war ganz unwillig geworden. Es war wirklich zu arg. Natürlich hatte man nun gerade ihm wieder alles das da hingelegt! Und was noch dazu! Da war wieder so eine entsetzliche Konzessionsgeschichte! Der dickste Akt sicherlich, der seit Monaten ins Einreichungsprotokoll gelangt war. Und — Herr Schreiner hob ihn, der reichlich ein Kilogramm wog, näher zum Auge empor — stand denn auch wirklich sein Zeichen darauf? War er denn wirklich gerade ihm wiederum zugeteilt worden? Ja. Da stand es. »S« mit Bleistift flüchtig geschrieben. Ihm war diese Höllenmaschine zugewiesen, ihm ganz allein. Da galt kein Zweifel... Ein Gedanke stieg in ihm auf, ein teuflischer, subalterner Gedanke. Wie, wenn er dieses Zeichen änderte?... Ihm wurde heiß und kalt bei

dem Gedanken. Aber es war ihm wirklich unmöglich, sich jetzt durch diesen Akt durchzubeißen. Und er war sicher, daß man ihn antreiben würde. Er fühlte sich unfähig, irgend etwas zu arbeiten. Mit erneuter Heftigkeit drang, durch diese Erwägung herbeigelockt, der Kopfschmerz aus seinem Versteck hervor... Aber die seiner arglosen Natur völlig unangemessene Niedrigkeit dieser Überlegung enthüllte sich auch sofort in ihrer ganzen scheußlichen Nacktheit. Er fragte sich mit fürchterlichem Ernst, ob er wirklich fähig wäre, eine derartige Unerhörtheit zu begehen? Ganz abgesehen davon, daß es ja der reine Wahnwitz gewesen wäre, da man unfehlbar hätte darauf kommen müssen und das Ärgste an maßregelnden Folgen in einem solchen Falle zu befürchten stand, ganz abgesehen von dieser praktischen Unmöglichkeit der Ausführung bei einigermaßen heller Vernunft, hatte er sich die Frage zu beantworten, ob er, wenn sich dieser Betrug hätte er-

möglichen lassen, imstande gewesen wäre, ihn zu verüben... Ihm schwindelte. Er mußte sich an den Schreibtisch halten, obwohl er auf seinem bequemen Stuhle saß. Er versank ins Bodenlose der menschlichen Verruchtheit. Eine solche Möglichkeit war ja Grund genug zum Selbstmord! Wenn er sich dieser Möglichkeit überführte, mußte er zum Revolver greifen. Denn wo war die Grenze? Was für schauderhafte Abgründe schlummerten in seiner Seele?! Er war einer Ohnmacht nahe... Und mit eins warf die Erinnerung an die entsetzliche Kette wüster Geschehnisse der letzten Tage ihren wachsenden Schatten auf sein zerstörtes Gemüt. Was war aus ihm geworden, ihm, Alexander Schreiner, dem glücklichen Ehemann und Vater, dem guten Sohne, braven Beamten, behaglichen Genießer der unschuldigen Freuden des Daseins! Ein von seiner Frau verlassener Verbrecher, ein von seinen Kindern entfernter Wüstling, ein Lügner und

beinahe ein Betrüger! Dieses »beinahe« stieß einen Dolch in sein Herz. Beinahe! Alles im Leben war »beinahe«... Und schließlich war die »Ausführung« ja Nebensache. Die Möglichkeit war das Furchtbare. An was für dünnen, haarfeinen Fäden hing man über dem Verbrechen! Wo fing denn eigentlich der Wille des Menschen an, wenn solche Dinge möglich waren wie die Geschehnisse dieser Tage? Es war gut, daß der bewußte heitre Kollege erschien, wohlwollend, wie immer die sind, die sich augenblicklich im Vorteil fühlen, die einen Vorsprung haben in diesem Schnecken-Wettrennen: Bürgerliches Dasein. Herr Schreiner konnte über den Akt jammern, und da war die ganze Geschichte wie weggeblasen. Es war ja eine Lächerlichkeit, solche Angelegenheiten ernst zu nehmen, gar tragisch! Und Herr Schreiner gewann es, wiewohl mit einigem Schaudern, über sich, seine fürchterliche Idee als einen guten Witz preiszugeben.

Er versicherte dem lächelnden Kollegen, daß er soeben nachgedacht hätte, ob er nicht das Zuteilungszeichen S. in den Anfangsbuchstaben P. seines, des Kollegen, Namens habe verwandeln sollen. Er stieß dabei den Kollegen freundschaftlich in die Seite und schüttelte sich vor Lachen. Der Kollege lächelte auch, aber Herrn Schreiner schien es, als lächelte er nur ganz äußerlich, als faßte jener ihn schärfer ins Auge, als sähe er in Kammern voll verbrecherischer Möglichkeiten herein. Sein Lachen brach sich. Er fühlte, daß seine Augen ihn verrieten, daß es in seinem Kopfe zu bohren begann. Er war verlegen geworden und schwieg. Auch der Kollege, der plötzlich eine sehr ernste Miene angenommen hatte, schwieg, und man trennte sich, Herr Schreiner mit dem Gefühle, daß hier eine Erklärung hätte abgegeben werden müssen, die — so sagte er sich voll Verzweiflung — notwendigerweise mißverstanden worden

wäre und deren Mangel doch eine Kluft schuf, eine niemals mehr zu überbrückende Kluft, wobei er, Schreiner, tief unten am Rande des Spaltes und jener jenseits auf ragender Höhe saß und — sitzen blieb in alle Ewigkeit..... Er war fürchterlich verstimmt. Und er wußte sich keinen Rat, als auszugehen. Nach Hause wollte er nicht. So prüfte er seinen Vorrat im Kasten. Der Frackanzug fehlte. Er hatte ihn ja neulich abend... neulich abend! — er hielt eine Zeit lang schaudernd vor diesem Gedanken — an jenem verhängnisvollen Abend, angezogen. (Denn dieser war es, der erste Theaterabend, sagte er sich, wie wenn darin eine Entschuldigung gelegen hätte, an deren brüchige Stütze er sich zu klammern vermochte.) So ließ er denn um seinen Diener telephonieren mit dem Auftrag, alles Erforderliche mitzubringen, und begab sich mit Überwindung an die Arbeit... Der Bediente kam. Herr Schreiner kleidete sich

mit Umständlichkeit um, tränkte seine Taschentücher — er hatte deren immer zwei bis drei bei sich — mit Kölnischem Wasser, besah sich aufmerksam mehrmals in dem in die innere Kastentür eingelassenen Spiegel und verließ nachdenklich, unschlüssig, wohin er sich wenden sollte, das Bureau.

Sein Weg führte ihn an dem Hotel vorbei, in dem die Kammersängerin wohnte. Ein Wagen hielt außerhalb der Reihe der dort gewöhnlich aufgestellten Mietfuhrwerke. Ihm fiel der Wagen ein, den der Baron Fleischer damals ihr zu schicken versprochen hatte. Und ihn wandelte die Lust an, sich hieher zu stellen, in den Schatten einer Anschlagsäule, und zu warten. Worauf, wußte er selbst nicht. Auf ihr Erscheinen natürlich. Denn sie mußte ja kommen. Es war die Theaterzeit. Sie würde doch nicht zu Hause bleiben, diese Vergnügungssüchtige, diese..! Er gefiel sich darin, sie mit häßlichen Namen zu bewerfen.... Wie er so da stand, sich

der Passanten wegen ein möglichst unbefangen-sorgloses Aussehen zu geben bemüht, fiel sein müßiger Blick auf die Anschlagsäule vor seiner Nase. Irgend etwas hatte ihn angezogen, eine Gewalt, der er sich unterwarf, ohne ihr nachzusinnen... »Lucia Corma« stand mit den aufdringlich dicken Lettern, die er so gut kannte, auf einem gelben Plakate gedruckt. Die Ankündigung von neulich. Er buchstabierte den seltsam melodischen Namen. Er las mechanisch weiter. Das Programm. Bei dem Namen Schubert fiel ihm der Gehilfe des Klavierspielers ein... Hugo Wolf? So? Hatte sie damals Hugo Wolf gesungen? Möglich, möglich, sagte er sich. Er hatte ja gar nicht acht gegeben.... Preise der Plätze... Und wiederum stieg sein Blick empor zu den unheimlich breiten Lettern ihres Namens: Lucia Corma. Der I-Punkt war so dick wie die Samtballen an einem spanischen Bolerohute. Er versenkte sich in diesen I-Punkt,

der seine Umrisse zu verlieren begann, sich ausdehnte wie ein verschwimmender Tintenklecks, sich über das ganze Papier dehnte... Er wandte sich ab. Da war es ihm, als hätte er etwas vergessen, als sei ihm etwas aufgefallen, das er unbedingt noch prüfen müßte. Er ließ in einiger Erregung den Blick wieder über die Ankündigung wandern. Und auf einmal las er: Heute den 18. März halb 8 Uhr abend... Heute, den 18. März...! Um Gotteswillen, das war ja heute! Und blitzschnell zählte er nach. Es stimmte. Das war das zweite, das letzte, das Abschiedskonzert. Und sie mußte jeden Moment herunter kommen. Eine Straßenstanduhr zeigte auf ein Viertel nach sieben.

In diesem Augenblicke wurden die Flügeltüren des Hotelflurs weit aufgerissen. In einem mit Hermelin besetzten Mantel erschien, an den Handschuhen nestelnd, die Kammersängerin. Herrn Schreiner stand der Atem still. Es war, als käme sie gerade auf

ihn zu. Die Füße wurzelten ihm im Boden. Sein Herz schlug wie ein Hammer. Das Licht der rechten Wagenlaterne fiel voll auf ihr jetzt olivengelbes Gesicht, die wunderbaren Augen hatten einen weichen, tiefen Schimmer. Da traf ihn ihr Blick. Sie stieß einen leisen Schrei aus und wandte sich einen Moment lang wie nach Hilfe um. Der Hoteldiener, der den Wagenschlag hielt, verharrte in seiner zuwartenden, ausdruckslosen Haltung. Sie betrat den Wagentritt... Auch mit Herrn Schreiner war eine Veränderung vorgegangen, seit ihn dieser körperhafte Blick berührt hatte. Es trieb ihn vorwärts. Mit ein paar mächtigen Sätzen stand er am Wagen, als die Sängerin sich eben darin niederlassen wollte. Die vor ihm befindliche Tür aufreißen, sich in den Wagen stürzen, die Italienerin ergreifen, war eins. — Sofort kam ihm auch die Besinnung wieder. Er ließ die Arme kraftlos herabgleiten, er drängte zurück wie vor einem übermächtigen Feind. Aber

schon hatte jene, indem sie ihn heftig vor die Brust stieß, daß er taumelte und — er war mit einem Beine bereits außerhalb des Wagens — fast hintenüber gestürzt wäre, sich mit einem Sprung aus dem Coupé gerettet, eben als die Pferde sich in Bewegung setzten. Der Ruck erst schleuderte Herrn Schreiner zu Boden. Sogleich auch hielt der Wagen wieder. Beide Türen standen offen. Neugierige drängten heran. Herr Schreiner erhob sich mühsam, putzte, heftig klopfend, an seinem Überrocke. Ein kleines Veilchenmädchen hielt den Zylinder. Die Corma aber rief nach einem Wachmann. Der Hoteldiener, ein Liftjunge, ein Kellner waren herbeigeeilt. Mit empörten Gesten begleitete die Sängerin ihre lauten Erklärungen. Herr Schreiner putzte weiter an seinen Kleidern, empfing mechanisch den Hut, griff mechanisch in die Tasche, um der Kleinen etwas Geld zu verabreichen. Ihm war es, als sei sein Herz plötzlich er-

froren. Ein Wachmann kam. Herr Schreiner stand auf demselben Fleck. Erst als er sah, daß die Corma mit wütenden Gebärden auf ihn wies, der Polizist näher trat, machte er eine halbe Wendung. Da lag auch schon die schwere Hand auf seiner Schulter. Er hörte eine Frage an sich richten, er sah, wie die Hotelbediensteten sich um die Italienerin sammelten, sah die Kopf an Kopf wachsende, wogende Menge der Zuschauer, sah dem Wachmann in ein ehrliches bärtiges Antlitz. Einen Moment tauchten die blassen Bilder seiner beiden blonden Mädchen vor ihm auf, er sah seine Frau neben sich sitzen in jenem Konzert, die feine Profillinie schwebte wie ein Schatten von ihm weg... Er nahm den Hut ab und fuhr mit dem Ärmel an dessen Umfang entlang. Dann tat er einen Schritt zurück. Plötzlich wankten ihm die Kniee. Der Wachmann stützte ihn. »Es ist ein Besoffener«, hörte er eine jugendliche Stimme aus dem Haufen sagen. Sein taumelnder

13*

Blick suchte nicht mehr den Sprecher... Nur der Schlag der Wagentüre fiel noch in sein Bewußtsein...

Als er wieder zu sich kam, fand er sich auf einer öffentlichen Bank... Er wollte sich erheben. Da hielt ihn jemand fest. — Er wußte alles. Da war der Wachmann, drüben die Plakatsäule. Noch immer standen, von einigen andern Polizisten zurückgedrängt, Neugierige scharenweise in der Nähe. Höflich fragte ihn sein Begleiter, ob er sich kräftig genug fühle, ihm zu folgen. Er bat um einen Wagen und schloß wieder die Augen... Ein Einspänner — »Jetzt ist alles gleich«, sagte er sich — war herangerufen worden. Sie stiegen ein. Das Klirren der Scheiben rief ihm die letzte Nacht ins Gedächtnis. »Sterben! Sterben!« murmelte er.....

Das Verhör war kurz. Man behielt ihn nicht, da ihn ein Beamter agnoszierte. Es war ein Schulkamerad, den er seit der Matura

nicht mehr gesehen hatte. Er war in der Mathematik einer der besten gewesen. Mit einem wehmütigen Lächeln drückte er ihm die Hand. Mit gemessener Achtung, in die sich Zweifel mischten, öffnete ihm der Wachmann die Tür. Er schritt ins Freie...

Herr Schreiner war entschlossen, sich zu töten. Er trat in eine Waffenhandlung, in der er bekannt war. Er hatte seine Gewehre dorther bezogen. Man war im Begriffe, den Laden zu schließen. Er bat, ihm noch einen Revolver zu verabreichen, da er morgen früh verreisen müsse. Auch ließ er sich die Waffe laden und sah gedankenvoll zu. »Sie schreiben das auf die Rechnung«, sagte er und grüßte. Den Revolver aber steckte er in die Hosentasche. Er vernahm noch, wie die Rolläden donnernd herabgelassen wurden...

Sein Weg führte ihn an einer hellerleuchteten Einfahrt vorüber. Er kannte diese Einfahrt. Hier fand das Konzert

statt. Noch immer fuhren Wagen vor. Er mußte eine Zeitlang warten, eh er weiter schreiten konnte. Da stand er, den Zylinder in die Stirne gedrückt, müd, unsäglich müde. Wo war sein Haus, wo war die Welt?... Die Laternen flackerten im Winde. Neugierige drängten ihn vorwärts. Er stand in der Einfahrt selbst. »Voll, das Konzert?« wandte er sich mit stumpfem Grinsen an den Portier. »Ah natürlich, mein Herr. Ausverkauft.« Herrn Schreiner beschlich eine lächerliche Scham, hier stehen zu müssen, während, mit aufgehobenen Röcken, Damen, den Kopf noch unwillkürlich gebeugt, wie sie den Wagen verlassen hatten, an ihm vorbeieilten... Da grüßte ihn jemand. Der Freund aus dem Kaffeehause. »Auch ins Konzert?« Etwas in Herrn Schreiner sagte: »Ja.« Der Freund schob seinen Arm unter den seinen. »Die Geschichte hat schon längst angefangen... Wo hast du deinen Platz?« Herr Schreiner murmelte, er

habe soeben bemerkt, daß er sein Billett vergessen hätte. »Wie ärgerlich!« meinte jener. »Aber wenn du schon da bist, — du bist ja ohne Frau? Geh wenigstens auf eine halbe Stunde hinein. Nimm dir eine Eintrittskarte in den Saal.« Er zog ihn vorwärts und wiederholte: »Wenn du schon da bist«... In der Garderobe half ihm jemand aus dem Mantel. »Es wäre ja wirklich schade, wenn du nach Hause gehen müßtest. Und du bist gar im Frack. Immer nobel!« Herr Schreiner lächelte ein müdes Lächeln. »Hast du den Abend frei?« Herr Schreiner klagte über Kopfschmerzen. Irgendeine Teufelsfratze neben ihm oder in ihm grinste und kicherte vernehmlich. »Du solider Ehemann, nur keine Ausrede,« wehrte der Freund ab. »Wir drah'n heute einmal zusammen.« ...Das Ohr an die Türe gelegt standen die Saalhüter. Ein sonderbares Geräusch wie von vielen starken Flügeln über einem Weiher ließ sich vernehmen. »Die

klatschen sich schon jetzt die Hände wund,« sagte der Joviale. Und nun wurden sie eingelassen. Herr Schreiner schritt hinter dem andern Herrn, als gehöre er zu ihm. Als dieser an seine Bankreihe gelangt war und sich mit einem unehrlichen, verbindlichen »Ich würde dir sehr gerne meinen Sitz abtreten — — — —« an ihn wandte, fiel ihm erst ein, daß er überhaupt kein Billett gelöst hätte. Der Saaldiener sah ihn fragend an. »Ich habe meine Karte vergessen,« sagte Herr Schreiner. »Besorgen Sie mir einen Stehplatz.« Und er drückte dem Diener ein größeres Geldstück in die Hand. Dieser hatte den Herrn im Frack längst eingeschätzt und lächelte verständnisinnig. Herr Schreiner stand im Gedränge, das, nachdem ihn der Bedienstete verlassen hatte, sich enger um ihn zusammenschloß. Er sah eine große Anzahl von mehr oder minder gepflegten Hinterköpfen. Auch stieg ihm der Geruch dieser vielen, nicht allzu reinlichen Menschen peinigend in die Nase...

Eine Bewegung ging durch die Versammlung. Man klatschte stürmisch. Lucia Corma stand auf dem Podium und verneigte sich, lächelnd, immer wieder. Sie trug eine fliederblaue Toilette mit reicher Goldstickerei. Herr Schreiner verbarg sich instinktiv hinter dem Rücken eines lang aufgeschossenen studentisch aussehenden jungen Menschen mit wüster Mähne. Die Kammersängerin wendete sich mit einem leisen Zeichen an den Begleiter. Sie hatte die Hände vor dem übermäßig eingeschnürten Leib ineinander gelegt und neigte sich, als sie zu singen begann, indem sie den Mund rundete und die Augen bis hoch unter die Lider steigen ließ, mit den vorquellenden Brüsten gegen das Publikum. Sie bewegte den Oberkörper wiegend hin und her und preßte dabei ihre Arme dicht an den Rumpf. Herr Schreiner sah sich selbst auf dem Podium, er sah seine Frau im jetbesetzten schwarzen Seidenkleid, er maß die Entfernung des

Standplatzes der Sängerin von dem Sitze, den er damals eingenommen hatte. Dabei hatte er sich etwas vor- und seitwärts gedrängt. Ein dicker Herr trat atemholend einen Schritt zurück. Herr Schreiner stand in einer Lücke. . . . In diesem Augenblicke war es ihm, als hätte ihn Lucia Corma bemerkt. Er zitterte vor Aufregung am ganzen Leibe. Der Angstschweiß trat ihm in großen Tropfen auf die Stirne. Nein. Noch nicht. Aber jetzt... Und eine Art Fieber schüttelte ihn so, daß sein Nachbar ihn befremdet ansah. Er versuchte zu lächeln...

Plötzlich brach die Sängerin jäh im Gesang ab. Ihre Augen schienen etwas Entsetzliches wahrzunehmen. Herr Schreiner, der sich gewissermaßen an seinem Revolver in der Tasche hielt, sagte folgenden Satz halblaut, wie ein Irrer, vor sich hin: »Jetzt ist alles aus. Sie wird schreien. Sie wird auf mich zeigen. Sie wird auf mich zeigen...!«

Des Publikums bemächtigte sich eine große Unruhe. Die Kammersängerin lehnte an dem schwarzen Flügel. Der Klavierspieler stand mit verlegener Miene neben ihr. Die Personen, die auf dem Podium ihre Plätze hatten, rückten mit den Stühlen. Ein Herr mit einer Glatze und Pockennarben erhob sich und bot der Italienerin seinen Sitz an. Sie dankte mit einem ihrer automatischen schmeichelnden halben Blicke... Herr Schreiner trat jemand auf den Fuß und kehrte sich beflissen um. Der Jemand sah ihn grimmig an und grinste dann. Die Bewegung Herrn Schreiners schien sich Lucia Corma mitzuteilen. Sie wandte sich mit einer rührenden Gebärde an den pockennarbigen Herrn und führte ihr Taschentuch mehreremale an den Mund, und... — in Herrn Schreiner stand alles Leben still — der pockennarbige Herr lenkte suchend seine kurzsichtigen Augen nach seiner Richtung. Nun hob die Corma leicht den zu einem Viertel etwa entblößten

vollen Arm. Der Herr streckte seinen Kopf vor, wie eine Schildkröte den ihren aus dem Gehäuse streckt. Ein zweiter Herr, untersetzt und mit einem rötlichen Vollbarte, hatte sich halb fragend von seinem Platz erhoben. »Jetzt, jetzt,« murmelte Herr Schreiner zwischen den Zähnen. Der Herr mit dem rötlichen Vollbarte war noch nicht ganz eingeweiht, worum es sich handle. Da trat Lucia Corma einen Schritt der Rampe näher. Eine Ewigkeit schwang sich mit dem Surren einer Mücke über Herrn Schreiner hin. Seine Augen hielten die Sängerin mit dem Ausdruck eines Ertrinkenden. ....Und im Moment, als alle drei Köpfe sich wie auf Stielen nach ihm hin drehten und ganz genau sich auf ihn einstellten, hatte er, wie zur Abwehr, den Revolver herausgerissen, hoch gehoben und losgedrückt... Mit einem gellenden Schrei brach die Italienerin zusammen. Jetzt erst hörte Herr Schreiner den Schuß und zugleich das Poltern vieler hundert Stühle. Rechts und links

fühlte er sich ergriffen. Mit einer übermenschlichen Kraft faßte er nach der linken Brusttasche, in der sein Portefeuille steckte, das die Bilder seiner Frau und seiner Kinder enthielt. Die Finger auf diese Stelle, die sich hart anfühlte, gepreßt, schweigend, ließ er sich von vielen Fäusten vorwärts stoßen, dem Ausgange zu...

CÖLESTIN MERKEL

Ein Capriccio

An Wilhelm von Scholz

»Sie haben den Cölestin Merkel gekannt, Baronin, der neulich gestorben ist?«

»Ja, flüchtig. Eigentlich gar nicht... Sie waren ja gut mit ihm?«

»Gut! Wenn Sie wollen... Obgleich ich eigentlich mit niemand oder — mit jedermann gut bin...«

»Also ist das kein Unterscheidungsmerkmal?«

»Eigentlich nicht.«

»Aber was wollen Sie von Herrn Cölestin Merkel erzählen? Denn Sie wollten doch etwas erzählen?«

»Erzählen? Ich wollte nichts Bestimmtes erzählen, Baronin.«

»Also erzählen Sie Unbestimmtes!«

»Befehlen Sie wirklich?«

»Aber natürlich. Ich bitte Sie, es ist ja so unsäglich langweilig heute... Pst! Man

14*

darf das die gute Mé nicht merken lassen. Sie nimmt solche Aufrichtigkeiten leicht übel.«

»Hat die Gräfin Mé unrecht, wenn sie sie übel nimmt?«

»Nein. Bei Gott nicht! Ich würde mich auch dafür bedanken als Hausfrau...«

»Was Ihnen, gnädigste Baronin...«

»...nicht passieren kann, wollen Sie sagen, Herr v. Radomanski! Ersparen Sie sich derlei Konventionalitäten! Ich gähne so schon oft genug.«

»Sie sind heute ungnädig, Baronin!«

»Finden Sie? Ich weiß nur, daß ich es werden müßte, wenn ich gezwungen würde, noch lange mit Ihnen so zwecklos Konversation zu machen... Aber laufen Sie mir nur ja nicht weg!... Verstehen Sie mich doch! Ich will hören, aber nicht reden. Sie sprechen mit zu vielen Fragezeichen.«

»Ich werde Ihnen also, Baronin, von Cölestin Merkel erzählen.«

»Aber natürlich! Auch von seiner Schwester

und seiner Tante, wenn Sie wollen. Nur fragen Sie mich nicht um meine Meinung oder ob ich das und jenes vielleicht schon wüßte! Erzählen Sie gut, spannend, lebendig, aber nicht emotionierend!«

»Ich werde mich bemühen, Ihren Anforderungen gerecht zu werden, Baronin!«

»Gut! Bemühen Sie sich, Herr v. Radomanski!«

Baronin Micki lehnte den in der Mitte gescheitelten feinen Kameenkopf mit einer unsäglich müden, graziösen Bewegung in den tiefen grünen Lederlehnstuhl zurück und streckte ihre schmalen, in weißen, mit Spitzenentredeux reich besetzten Strümpfen und weißen Atlashalbschuhen wie Konfekt verwahrten Füßchen gegen einen großen bauschigen dreifarbigen Fußpolster aus. Herr v. Radomanski rückte den Polster zurecht. Ein leises Heben und Senken des zarten Kinns war die dankende Antwort.

»Cölestin Merkel ist an gebrochenem

Herzen gestorben... Lächeln Sie nicht, Baronin! Kann ein dicker Mensch nicht an gebrochenem Herzen sterben? Natürlich war auch ein akutes Leiden da. Aber das ist Nebensache. Tatsächlich ist er doch an gebrochenem Herzen gestorben... Warum? Ja, das ist eben die Geschichte... Sie haben ihn gekannt. In seiner Glanzzeit freilich, damals, als er noch der Schöne hieß: »Philipp der Schöne.« Er schrieb sich in diesen Tagen Cölestin Philipp Merkel. Im »Institut« war das freilich dann sein Spitzname..... Sie wissen, daß er auch ein Verhältnis mit der Gräfin Mitzi Kunnerstatt hatte...Belieben Sie sich zu erinnern, Baronin...Seine Glanzzeit also. Er war reich, er war schön, er hatte ein stadtbekanntes Verhältnis mit einer Gräfin. Und diese Gräfin war eine große Dame...Sie lächeln? Nein, nein, Baronin, sie w a r eine große Dame. Daran konnte auch unser armer Cölestin nichts ändern. Obwohl er sie eigentlich

niemals — kompromittierte. Eine große Dame darf kein Verhältnis haben, das sie absolut nicht kompromittiert. Das ist zu harmlos, also fast geschmacklos. Nicht wahr, Baronin...?«

»Lieber Herr v. Radomanski! Ich habe Sie doch gebeten, nicht Fragen an mich zu richten...«

»Habe ich Sie etwas gefragt, Baronin...? Ach, pardon, ich soll ja nicht — fragen!... Also weiter! Cölestin war, wie gesagt, der Liebhaber der schönen Gräfin Mitzi...«

»Nun, wissen Sie, schön....?«

»Sie belieben Ihr Prinzip zu brechen, gnädigste Baronin!«

»Wieso?«

»Sie bemerkten soeben...«

»Darf ich nichts bemerken?«

»O, bitte, soviel Sie wollen! Aber ich habe geglaubt...«

»Das war ein Aberglaube... Nur fragen sollen Sie mich nicht. Das ist so lästig.«

»Sie wünschen also, Baronin?«

»Ich wünsche nichts. Ich habe nur gesagt: Schön...?«

»Also nicht einmal das wollen Sie der armen Gräfin zugestehen?... Ich für meine Person versage mir jedwedes eigene Urteil. Aber für Cölestin darf sie doch schön gewesen sein?... Nicht?... Und ich glaube, daß auch andre...«

»Geschmackssache.«

»Gewiß. Aber Sie müssen zugeben, daß... Übrigens verlange ich gar nichts. Gräfin Mitzi zählt nicht mehr. Sie hat sich selbst überlebt. Sie ist nicht einmal eine große Dame mehr. Passons là dessus...Cölestin war der Sohn eines Triester Großkaufmannes. Er hatte in seiner Jugend alles. Nur keinen Namen. Das war der Schmerz seines Lebens... Begreifen Sie das, Baronin?...Nicht wahr? Man ist jung, man hat Geld, man hat ein distinguiertes Air, man hat Verbindungen, andrerseits keinerlei lästige Verwandte, aber

keinen Namen! Ist das nicht traurig?... Cölestin dachte ernstlich daran, sich adoptieren zu lassen. Es gelang ihm nicht. Es ist das nicht so einfach... So tröstete er sich denn mit seinem Viererzug, seiner Loge in der Oper, seinem Kammerdiener — er besaß einen, den der Prinz von Leans wegen Diebstahls entlassen hatte; unterschätzen Sie dieses Moment nicht! —, tröstete sich mit seiner Gräfin... Eines Tages lernt Cölestin eine kleine Putzmacherin kennen. Sie gefällt ihm. Er lädt sie ein. Sie soupieren zusammen. Sie gefällt ihm noch besser. Und —«

»Machen Sie nicht so unanständige Pausen!«

»Sie mißverkennen diese Pause, Baronin! Sie war sehr anständig. Cölestin hat die kleine Putzmacherin — geheiratet.«

»Ach, das hab' ich ja gar nicht gewußt!«

»Wenige haben das gewußt. Erlauben Sie...?«

»Bitte!« Er schob den Polster diesen

Porzellanfüßchen bequemer. Im spiegelblanken Saale neben ihrer lichtgedämpften Ecke wogte ein Walzer. Weiße Seide, weiße Seide. Sie sahen unwillkürlich beide hinüber... Ein Diener kam mit Eis...

»Sie werden fragen: Warum hat Cölestin diese Person geheiratet? Ja. Das ist das Leben... Sie müssen nämlich wissen, Baronin, daß die Pause — eine übrigens ausgefüllte Pause — sehr lange währte. Fünf Jahre fast... Wie sie ihn gewann?...Ja —, wie gewinnen die Frauen die Männer? Eine Preisfrage. Sie war nicht hübsch. Sie war nicht eben wohlerzogen. Sie war eine junge Putzmacherin. Aber sie war eine kluge Putzmacherin. Sie hatte den Ehrgeiz, Frau Merkel zu werden...Und Cölestin war in den fünf Jahren, da sie ihn an ihrem Zauberfädchen hielt, älter geworden, älter, dick, — ja, dick; er hatte immer zum Embonpoint geneigt, aber nun war seine Neigung erwidert, vollinhaltlich erhört worden. — Und

Cölestin war nicht mehr reich. Er hatte enorme Schulden kontrahiert. Sein Vater, der Großkaufmann, war gestorben. Er scheint auch ein wenig zu gut gelebt zu haben, der Großkaufmann. Kurz, Cölestin war auf eine mediokre Rente gesetzt. Er hatte keine Loge mehr, keinen Viererzug und keine Gräfin... Les liaisons... Sie wissen, Baronin...! Ein dicker Cölestin ohne Viererzug, ohne Loge, ohne Geld, ohne Gräfin... Und die Putzmacherin besaß den Ehrgeiz, Frau Merkel zu werden...

...Sie erraten, Baronin, was einem eleganten Offizier übrig bleibt, der eine kleine Putzmacherin geheiratet hat. Er geht. Cölestin ging. Er wurde... Ja, was wurde er denn? Zunächst eigentlich nur Oberleutnant in der Reserve. Später Agent. Ich weiß nicht mehr, in welcher Branche. Sie lächeln, Baronin? ...Wie grausam!... Sie lächeln, wenn Sie sich Philipp den Schönen als Agenten vorstellen...Was sind wir, Baronin? Sic transit

...oder zu deutsch: Es kann jeder auf den Hund kommen. Das heißt, es gibt Menschen, die gewissermaßen das Zeug dazu besitzen... Und doch. Bedenken Sie, Baronin, die Sie also grausam lächeln! Cölestin Philipp Merkel und seine Aspirationen! Cölestin und sein Glaube an sich selbst! Cölestin und seine stolze Mutter!... Hier wird die Sache tragisch... Ich habe seine Mutter nicht gekannt. Aber ich war auf dem besten Fuße mit ihm, als sie starb. Sie starb fern von ihm im Süden. Er erhielt sogar das Schreiben verspätet, das ihn an ihr Krankenlager berief... Er war nicht mehr der glänzende Cölestin damals, wenn auch noch immer ein Mann der großen Welt... Sein Schmerz war aufrichtig. Und damals erzählte er mir auch, wie seine Mutter an ihm gehangen hatte, wie sie einst stolz auf ihn gewesen war, was sie für Hoffnungen in ihn gesetzt hatte. Er war ja hübsch gewesen, talentiert, reich, er hatte Verbindungen besessen... Damals habe ich Cölestin fast

liebgewonnen. Wir sind so schwach, Baronin! Wir verwechseln das egoistische Mitleid, das entsetzt eigene Schicksale kombiniert, mit der Zuneigung... Ich kann es ja sagen; ich habe mich über den schönen Philipp oft und oft lustig gemacht. Ich war einer der Ärgsten, wenn es galt, Anekdoten aufzubringen, die von seiner Aristokratenjägerei handelten, seinem Grafensport, seinen berühmten »Freundschaften«. Ich habe das böse Wort geprägt: »Wenn Cölestin jemand von uns »aus Versehen« gegrüßt hat, hat er bereits einen Rechtstitel erworben.« ...Aber ich gestehe, damals, als der dicke Cölestin vor mir saß, in seiner nicht sehr soignierten Bluse, unrasiert, fahl, vor seinem Schreibtisch, wo neben seiner Gräfin seine Mutter stand, ...damals hab' ich ihm sehr gerührt die Hand gedrückt und mich sogar ein wenig geschämt... Was bei mir etwas heißt, Baronin, nicht wahr?...

Also, wo blieb ich denn? Ja, beim Agenten...

Cölestin hatte sich zurückgezogen. Er besaß den Takt — eigentlich besaß er immer Takt —, uns nicht mehr aufzusuchen, seit er — Ehemann und Agent geworden war... Als er noch Reserveoffizier war, nur Reserveoffizier, besuchte er den einen oder den andern von uns... Später nicht mehr. Er scheint nicht mehr allzu herzlich akzeptiert worden zu sein, seit er — sagen wir: keinen Kammerdiener mehr besaß. Ich glaube, als er sich von diesem trennen mußte, hat er Tränen vergossen. Vielleicht hat er um den alten Pius — er hieß nämlich Pius, der Strolch, und bestahl ihn, daß es eine Passion war —, vielleicht hat er um den alten Lumpen mehr Tränen vergossen als um seinen Viererzug..., jedenfalls mehr als um Gräfin Mitzi, die ihn schon längst, ehe sie offiziell miteinander gebrochen hatten, ganz sans gêne betrog... Bitter mag es für Cölestin gewesen sein, daß sein Nachfolger bei Gräfin Mitzi auch Pius »erbte« — ich darf mich doch so ausdrücken? Der alte

Spitzbube wird nicht ermangelt haben, seinen dicken Herrn vor dem entmenschten Paare zu verunglimpfen. So sind diese Kanaillen... Ja, was soll ich Ihnen noch erzählen, Baronin? ...Ob er Kinder hatte, Cölestin? Nein, das blieb ihm erspart. Aber eins hatte ihm das Schicksal noch aufbewahrt. Auch die Putzmacherin betrog ihn. Ob er's je erfahren hat, weiß ich nicht. Aber einer von uns brachte die Neuigkeit in den Klub, und es wurde viel gelacht. Ja, ja, gelacht, Baronin! Obwohl ich meiner Ehre schuldig bin, Ihnen zu beteuern, daß ich damals nur — gelächelt habe.«

»Und wieso ist denn eigentlich dieser drollige Kauz an gebrochenem Herzen gestorben?«

»Baronin, Sie sind entsetzlich! Wieso?! Ja, genügt Ihnen das alles nicht?«

»An gebrochenem Herzen zu sterben...?«

»Ja, wenn Sie dieser Auffassung nach

dem Erzählten noch nicht geneigt erscheinen, Baronin, dann muß ich freilich bekennen, daß er einer — Gedärmverschlingung zum Opfer fiel.«

»Pfui!«

LILI

Eine Alltagsgeschichte

An Hermann Hesse

I.

Dann war der Abschied gekommen. Für alle diese Liaisons in den Badeorten kommt ja einmal der Tag des Abschieds. Er war heimgereist. Da war er nun wieder zu Hause. ... Anfangs war er wie verschüttet. Er ging umher, legte die Dinge vor sich hin, sah sie an, geistesabwesend, fremd, sprach mit den Menschen, denen er begegnete, über Alltäglichkeiten mit einer fernen, klanglosen Stimme. Stundenlang saß er über einem Buche, dessen Seiten er nicht umblätterte. Er hatte sein Jus wieder vorgenommen und wollte durch intensives Lernen alle andern Gedanken verscheuchen. Aber ihm war, als ginge irgendwo etwas vor, das er unrettbar versäumte, und gequält rang er mit der Unaufmerksamkeit, den ängstlichen Gedanken. Er

war in der letzten Zeit, der des höchsten Paroxysmus seiner Liebe zu Alice, roh und brutal gewesen, jetzt wurde er immer stiller, fast einsilbig, scheu. Alles ekelte ihn an, die gewohnten Gesichter, die er vergessen hatte, die regelmäßigen Tagesgeschehnisse: das Leben war ihm eine Last. Er war zu gar nichts fähig. Manchmal schrieb er Briefe, manchmal Verse. Und mit fieberhafter Ungeduld harrte er auf Nachricht — von ihr. Er erhielt sich in einem zitternden Erwarten des Wiedersehens, an das er doch wieder nicht glaubte, weinte oft, wenn er ganz allein war...

Einmal fuhr er, wie er des öftern tat, auf seinem Rad ins Freie. Es war ein kühler Augustabend. Tagsüber hatte es mehrmals geregnet. Er glitt über den Kiesweg unter tropfenschweren Kastanienbäumen, an braunen Feldern vorüber. Sein gleichgiltiges Fahrtziel war diesmal »die Abtei«. Sie lag eine Stunde vor der Stadt, hinter dem Villen-

viertel. Knapp vor der großen Brücke über den trägen gelben Fluß, unterhalb der Weinberge sprang er ab und richtete etwas an den Pedalen. Da ging ein Mädchen an ihm vorbei. Er sah auf. Plötzlich fiel ihm ein, daß er hätte grüßen sollen. Aber sie war schon weiter gegangen. Er blickte ihr nach. Sie hatte ein moosbraunes dünnes Cape um die Schultern und ein dunkles glattes Kleid an. In den Händen hielt sie nichts. Die Gestalt erschien frei, selbstbewußt getragen. Sie hatte sich nicht umgesehen.

Zwei Tage darauf fuhr er wieder zur Abtei. Er hatte die Erscheinung längst vergessen. In der Nähe der Brücke fiel ihm das Mädchen ein. Er erinnerte sich, daß hinter der Brücke, vor dem kleinen Tannenwalde, die einfache Villa ihrer Eltern läge und daß er als Kind mit seiner Cousine unter den hohen Pappeln des Vorgartens mit Lili gespielt hätte. Sie war die einzige Tochter zurückgezogener Leute, unter drei Geschwistern

das älteste, eine kleine fürsorgliche Hausmutter. Er entsann sich ihres widerspenstigen, mürrischen, oft rauhen Wesens, ihrer schnippischen Kinderworte, ihrer hochmütig-unartigen Gebärden. Er stieg vom Rad, und indem er es sorglich über die den Weg säumenden Steine hob und an der Lenkstange mit der Rechten weiter führte, schaute er über die Latten in den dunkeln Garten hinein. Er hegte die unbestimmte Hoffnung, das Mädchen wieder zu erblicken. Und jenseits der Wiese, unter dem hohen kleinen Eisenbalkone der einstöckigen Villa, sah er wirklich ein weißes Kleid. Sie war es. Sie hielt ein Buch und eine Rakettasche und bückte sich von Zeit zu Zeit freundlich zu einem kleinen Kinde, das einen großen zottigen Hund hinter sich her zog. Er blieb stehen und wartete, bis sie vorüber käme. Sie kam mit ihren sichern leichten Schritten, in einem weißen Blusenkleide, ohne Hut, das blonde, feine Haar in spärlichen Kräu-

seln um die freie, reine Stirn. Wie sie sich mit einer heitern, nicht allzu hohen Stimme in sanfter Güte zu dem blassen freundlichen Kinde niederbog, bewunderte er die wohlgefälligen Wendungen ihres geschmeidigen, ungemein zarten Körpers und die ruhigen halb geschlossenen Lider mit den langen Wimpern. Sie ging ganz nah am Lattenwerk und an ihm vorüber, und da er sie unverwandt anstarrte, mochte wohl sein Blick ihre Augen getroffen haben: sie sah zu ihm her, mit jenem hochmütig abweisenden Ausdrucke, den er an ihr, wenn sie kaum dankend an ihm vorbei schritt, schon vor Jahren bemerkt hatte. Er wurde verlegen und griff nach der Kappe. Sie wandte sich ab, als ob sie ihn nicht bemerkt hätte, beschleunigte aber ihren Schritt und bog um das Haus.

Unmutig bestieg er sein Rad und fuhr heim, als ob sein Ausflug nur ihr gegolten hätte. Als er wieder neben den Feldern

glitt, fiel ihm Alice ein, und nach Hause gekehrt, schrieb er ihr einen vierzehn Seiten langen sehnsüchtig-klagenden Brief nach Ungarn, wo er sie seit kurzem bei einer Schwägerin wußte. Das war an einem Freitag gewesen.

Sonntag vormittag, als er im Garten mit Lina, der Cousine, saß, nachdenklich über einem Paragraphen des Privatrechtes, zwischen den Zähnen in einem goldbeklebten Papierspitz eine Zigarre, sagte das Mädchen, plötzlich von seiner Stickerei aufblickend, beide Hände auf den Knien:

»Harry, möchtest du nicht einmal mit mir zu Arendts hinaus? Die Lili kennst du ja noch aus der Kinderzeit. Wir hätten dort eine hübsche Tennispartie. Wolf, der älteste von den Buben, soll gut spielen. Die Lili hat mich öfters aufgefordert; ich habe nie daran gedacht.«

Und so kamen sie Montag, einhalb fünf Uhr, an einem trüben Septembernachmittage,

sie im Wagen, er auf dem Rade, bei Arendts an. Die Mama saß im geräumigen Gartenzimmer, die Tür zum Balkon stand offen. Ein Dienstmädchen in saubrer Schürze deckte einen großen Familientisch. Die Mutter empfing ihn herzlich. Sie rief nach Lili. Der kleine Otto sprang herein, wurde auf den Schoß genommen, zappelte aber bald ungeduldig und kletterte hinab, da er die Tenniskinder zu holen beauftragt war. Lili kam. Sie erschien im Zimmer größer. Sie gab ihm ruhig die Hand. Ihre Augen waren blau. Die langen, feinen Wimpern und die bogenförmigen Brauen unter der intelligenten gewölbten Stirne, der kleine, nicht zu rote Mund, die schmalen blassen Wangen, die gebrechliche Gestalt, alles war wie an einem schönen Kinde; aber man hatte das Gefühl, ein erwachsenes Mädchen vor sich zu haben, mit dem man nicht mehr tändeln konnte.

Als sie zusammen zum Tennisplatze

gingen, der unter schattigen Buchen unweit eines glatten Teiches in zierlicher Sauberkeit lag, betrachtete er die still neben ihm Schreitende, indem er gleichgültige Worte an sie richtete, aufmerksam. Sie war von Mittelgröße und überaus schlank. Ihre langen, schmalen Kinderarme hingen nicht ungefüg aus den Schultern heraus, sie waren leicht und folgten gefällig ihren Schritten. Sie hatte nichts von dem unnatürlichen Gang ihres Alters. Man merkte, daß sie über ihre Bewegungen nicht nachdachte. Die Lider senkte sie meist über die wunderbar blauen traurigen Augen, aber wenn sie sie rasch und ohne Scheu empor hob, verbreitete sich über ihr liebliches kleines Gesicht ein warmer Glanz. Sie hatte noch immer die abgebrochene, unwillige Art, zu antworten, sie war nicht freundlich, er empfand sich ihr gegenüber als einen Eindringling. Freilich hörte er aus ihren selbstbewußten, etwas eiteln Reden, wieviel sie sich in der »Welt«

umgetan zu haben meinte, wie sehr sie sich seinen Jahren an Erfahrung überlegen glaubte.

Sie spielten zweimal in der Woche. Er kam regelmäßig. Er hatte sich an das angenehme, ruhige Haus gewöhnt.

Manchmal unternahmen sie einen größern Spaziergang, zu vieren, Lina mit Wolf, einem der Brüder, voran, er mit Lili hinterdrein. Er sagte ihr viel von seinen Ansichten, drängte ihr oft, unwillig über ihre Kälte, seine reifere Meinung auf. Allmählich ward sie ihm eine willige Zuhörerin, selten mit stillen Worten ihn unterbrechend, scheinbar geneigt, sich erzählen zu lassen. Er merkte, wie sie ihm bald unentbehrlich ward. Er hätte sie gern an der Hand genommen und wäre mit ihr durch das Feld geschritten, schweigend, nur von dieser sanften Berührung beglückt.

Seine Briefe an Alice nahmen darum nicht ab. Er lebte ein Doppelleben, halb in der Ferne, mit seinen Erinnerungen und Wünschen,

halb in einer traumhaften kindlich-schönen Gegenwart. Auch an seinen Freunden, die wieder mit ihm verkehrten, fand er allmählig Gefallen. Er begann zu arbeiten, las die Werke der Dichter mit reiner Freude und dachte oft sorgfältig und mit einer ihm sonst ungewöhnlichen Gelassenheit über sich und seine Ziele nach.

Dabei kam er allmählig in eine zärtlich-keusche Liebe, die er in schüchternen Worten Lili entgegentrug. Sie nahm alles an, ihm gegenüber immer mehr von ihrem widerspruchsfreudigen Wesen lassend, gleichsam veredelt durch seine ritterlich-andächtige und doch herablassend-spielende Neigung. Er wußte selbst nicht, wie ihm zumute war. Er hatte ihr mehr gesagt, als man Mädchen zu sagen pflegt, mit denen man einen tändelnden Flirt anhebt; aber er glaubte selbst nicht recht an »diese Dummheiten«, mehr als je klammerte er sich an die Ferne, mehr als je warf er sich mit leidenschaft-

lichen Worten Alice hin, die seine standhafte Liebe mit zärtlich-tröstenden Briefen nährte.

Einmal fand er einen Gedanken in seiner Seele, der unter seiner Betrachtung schnell und stark heranwuchs, den Gedanken einer Heirat. Wie schön mochte es sein, sich mit diesem reizenden Mädchen zu verloben! Er gefiel sich in der Situation, ging dem Gedanken eifriger nach, ja er säumte nicht, ihn Lili sorgfältig zu unterbreiten. Sie hatte für alles ein gütiges Lächeln und zarte, anheimelnde Antworten. Und er nahm ernst, was wie ein Spiel gekommen war. Er überlegte und fand, daß es sein Glück werden könnte. Und da er mit solchen Plänen nicht allein bleiben konnte, vertraute er sie seiner Mutter. Sie hatte anfangs dafür nur ein Lächeln, das gutmütig duldende Lächeln einer Mutter; als sie aber in seiner Hartnäckigkeit eine tiefer wurzelnde Absicht merkte, fand sie gütig abweisende, ja un-

gläubige Worte. Das stachelte und kränkte ihn. Er sprach sich in eine Heftigkeit hinein, die dem Ganzen fern gelegen hatte. Und er suchte bei Lili Stützen seiner Wünsche. Die Briefe an Alice wurden seltener. Endlich, in einem jähen Entschlusse, ließ er packen und fuhr nach Wien, wo er ja der Studien halber schon längst hätte sein sollen.

II.

Das war doch nicht das Leben, wie er es liebte. Die Mietwohnung mit ihrem verblaßten, geschmacklosen Mobiliar, dem er nur notdürftig durch ein paar dicke Teppiche und zahlreiche Photographien nachhalf; die tägliche Besorgung der kleinen, nur allzu notwendigen Forderungen der Häuslichkeit; der Verkehr mit Leuten, die ihm nichts zu geben hatten als verwischte oder mühsam verrenkte Typen niedriger Menschenformen;

das Unbehagliche eines nicht nach dem Zeiger geregelten Stundenplanes; die Unbequemlichkeiten der Entfernungen, das geringe Auskommen, das ihm zugewiesen und das so wenig mit seinen Wünschen in Einklang zu bringen war: alle diese Umstände ließen ihm ein eigenes Heim doppelt erstrebenswert erscheinen, und er fragte sich, ob ihm die Theater und die Museen, das geräuschvollere Leben, dem er zuweilen ja recht gerne nachging, die Sorglosigkeit, die warmen Einzelheiten einer unbekümmert nur den Studien lebenden häuslichen Existenz aufwiegen konnten. Wie er seine Haar- und Barttracht, unbefriedigt nach einem ausdrucksvollen Stile fahndend, in kurzen Zeitabschnitten änderte und sich selbst lächelnd dieser kindischen Unbeständigkeit wegen bemitleidete, verspottete, um kopfschüttelnden Bekannten den Tadel aus dem Munde zu nehmen, so trieb ihn seine Neuerungssucht auch in den Vorgängen, in die er sich

16

brachte, von Station zu Station, und seine Ungeduld, die Verzweiflung über sich selbst und seine ungesicherte Lage, die trüben Zukunftsaussichten verwirrten ihn sogar in den Stunden reinen Sichfühlens, bei der angestrengten, freilich nur nach Tagen zählenden, stockenden Arbeit. Er war nicht mehr der Knabe, der die Literatur in allem suchte, sich selbst in künstliche Verhältnisse setzte und Gelesenes in die Erscheinungen trug, er sah mit geöffneten Augen um sich und geriet über die rücksichtslose Öde der Beziehungen und die Unerklärlichkeit der Geschehnisse in ein Fieber, wie es einen fröstelnden Schwimmer mitten im See packt und ans Land jagt. Aber wie der Schaudernde, mit heftigen Ruderbewegungen gegen die Macht der aufgeregten Wellen ankämpfend, in seiner frierenden Mutlosigkeit nur langsam sich dem Ufer nähert, so bebte seine hin und her geworfene Seele nach dem Gestade der Heimat in Entfernung schätzender und

überschätzender Angst. — Seine Feierstunden waren die Genüsse an den Dichtern und Philosophen. Da kam er aus seiner Enge in die weiten Räume, in denen er Atem holen und seine Flügel ruhig und dankbar ausgebreitet halten konnte, wie ein Adler, der im Fluge rastet über den Wolken, einsam in der reinen Sonnennähe.

An Lili dachte er mit stiller Liebe, ohne eigentliche Inbrunst. Er gab sich keine Rechenschaft über ihre Beziehungen. Er schrieb aus Stimmungen heraus und erhielt die Antworten in andre Stimmungen hinein. Das nahm dem Verkehr viel von der Wahrheit der Rede und Gegenrede. Denn er konnte sich nicht in einem Ton erhalten. Und er künstelte immer an der jeweiligen Phase. Sie freilich blieb sich gleich. Kindlich-scherzhaft, nie künstlich anders, als es um sie stand, aber immer launenhaft, zupfte sie an seinen Begriffen mit spielenden Fingern und schenkte ihm oft weniger die kräftigende

16*

Macht ihrer ursprünglichen Ideen, als sie ihn, ohne böse Absicht, mit den Deutlichkeiten kunstloser Worte auf nur mit Widerwillen von ihm begangene Fährten wies, die zu den alltäglichen Anlässen mancher Mitteilungen und Bemerkungen führten.

III.

Als er zum ersten Male wieder mit Lili zusammentraf, mußte er sich über die übertriebene Art ärgern, mit der sie ihren Abscheu über sein verändertes Aussehen, die allzu langen, links gescheitelten Haare und den rasierten Schnurrbart zum Ausdruck brachte. Dieser Ärger gab dem Tage sein Gepräge. Er war unwillig und schied verstimmt. Trotzdem war er glücklich gewesen, als er ihr die Hand gegeben und sie ihn mit ihrer hellen, immer etwas zu kurz angeschlagenen, mokanten Stimme gefragt hatte: »Was wollen denn Sie wieder da?« Aber dann waren der Ärger und die bösen Gedanken gekommen,

und alles war für heute aus gewesen. In seinem Unmut brachte er des Abends, als er mit der Mutter allein war, das unselige Thema vor, das beide immer zerbrochen entließ: die Elendigkeit und den Druck der mittelmäßigen Verhältnisse, das Nicht-sein-dürfen und Nicht-wollen-dürfen, dieses Herumkriechen unter kleinlichen Jochen, die ganze Erbärmlichkeit der beschnittenen Flügel und der Öde, die Zukunft heißt.

Erregt ging er hin und her. Das milde, weiße Licht der Lampe lag über dem schweren Tisch, eine gesättigte Wärme füllte das dunkel tapezierte, bequem ausgestattete Zimmer, die Messingklinken an den altertümlichen Türen glänzten, und wenn ein einsamer Wagen vorbeifuhr, zitterten die Fensterscheiben. Die Mutter saß mit vorgebeugtem Nacken, beide Arme über den Knien müde hängen lassend, auf dem Stuhle neben dem grünen Kachelofen. Sie war etwas erhitzt, und das über den

Schläfen ergrauende Haar stand ein wenig zerzaust über der blassen Stirn, die von denselben Falten durchzogen war wie seine breiter gewölbte. Beide Hände in den Hosentaschen, blieb er vor ihr stehen.

»Und das ist mein Leben!« rief er. »Wozu denn dieses Arbeiten, das mühevolle wochenlange Sitzen vor den Büchern, wenn das alles doch nur zur Öde führt! Was liegt denn vor mir? Der »Beruf«! Karrengaul zu sein, eingespannt mit den andern, — das heißt doch, den Sargdeckel über sich zuschlagen. Begreifst Du meine Angst, die sich an das bissel Schöne im Leben klammert? Wenn ich frei wär'! Wenn ich hinaus könnte in die Welt! Aber da heißt es, und es ist ganz natürlich und gerechtfertigt: »Du hast lange genug studiert, stell dich auf eigene Füße! Erwirb!« Ja, erwerben! Aber was erwerb' ich denn? Was bringt mir das Amt? Eine Lappalie. Und wann?... Der Vater freilich, der kann

es schon gar nicht mehr erwarten, bis ich etwas bin. Etwas bin! Wenn ich's heut nicht bin, werde ich's morgen? Und was bin ich schon, wenn ich einmal, was weiß ich, als Oberlandesgerichtsrat stolziere? Dann bin ich etwas! So meinen sie's ja alle... O, wenn ich nur studieren könnte, immer studieren, selbständig, ohne diesen hastenden Ruf hinter mir: Schluß! Wenn ich reisen könnte! Ich pfeife auf den Beruf!... Das sollten die Leute hören. »Verdorben«, würden sie sagen. Aber ich will kein »nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft« werden. Ich bin aus einem andern Stoff. Aus dem macht man nicht die Gerichtsräte und die Notare. Ich bin ein Künstler. Ich bin das Überflüssigste, das auf der Welt herumläuft. Ich bin ein Sonnenlichtfänger, ein Träumer. Der Vater, der mich »so genau« kennt, der sagt natürlich geringschätzig: »Willst du vielleicht so ein Skribler werden und hinterm Busch ver-

hungern?« Nein, ich will nicht verhungern! Ich bin nicht der Mensch dazu. Ich lebe nur in der Schönheit, nur in einem gewissen Überfluß. Ich weiß, was Du sagen willst. Du willst mir sagen: »Und du willst heiraten?! Du willst dich ins Elend hineinsetzen mit keiner andern Aussteuer als deiner Verwöhntheit? Du, der du dir keinen Wunsch versagen, du, der du nur im Reichtum gedeihen kannst, der du dir Teppiche über Teppiche legst und jedes Buch kaufst, dessen Einband dir gefällt, der du noch nie in deinem Leben mit deinem Monatgeld ausgekommen bist, der du, wenn du zu Hause lebst, Schulden machen mußt — du willst heiraten, willst mit 2000 Gulden — und ob du die hast, weißt du nicht einmal — dich mit einer ebenso verwöhnten Frau in zwei, drei kleine Zimmer zurückziehen, deine Frau vielleicht gar arbeiten sehen? Du, der du im Jahr mehr Kleider und Zigaretten brauchst als...« — Nicht wahr, das alles

willst Du sagen? Nicht wahr, Mama? Und schau, obwohl ich so ein Mensch bin, obwohl ich ein Verschwender, ein leichtsinniger, unpraktischer, verwöhnter, egoistischer Mensch bin, obwohl ich keine Aussichten habe, obwohl ich weiß, daß ich mich durch einen solchen Schritt für mein Leben vielleicht an die Scholle feßle, obwohl ich so ungeschickt bin zum Entbehren, Entsagen, Verzichten, trotzdem, ja trotzdem will ich's! Ja, ich will die Lili heiraten, wenn es nur halbwegs möglich ist. Es ist meine Idee vom Glück. Ich kann mir nicht helfen... Du weißt, wie ganz anders ich gedacht, wie ich immer gesagt habe: »Ich muß eine reiche, sehr reiche Frau bekommen, sonst kann ich nicht leben; denn ich selbst vermag mir nichts zu erwerben und werde es gewiß nie zu etwas bringen.« Und begreifst Du denn nicht, was für ein großes Gefühl es sein muß, das *das* über den Haufen wirft und schreit: »Nein, ich

will etwas ganz anders. Ich will eine kleine Frau haben und glücklich sein, einmal glücklich sein!...« Mir kommen sie ja selbst, diese gräßlichen, ernüchternden, heißen Gedanken: »Werd' ich das können, wird das möglich sein?« O, Du weißt ja gar nicht, was mich alles quält! Was mir alles im Kopf herumstürmt: Ob sie mich auch wirklich lieb hat. Ob sie nicht kühl denkt. Ob sie mich nicht nur so hinhält, wie kein Mädel einen Verehrer ausläßt. Ob sie nicht mit einem Mal in die Vernunft hinein springt. — Und könnt ich ihr unrecht geben? Was sag' ich mir denn selbst? »Unsinn«, sag' ich mir. »Dein Leben ist unterbunden, wenn du dich verrennst...« Aber was wird denn aus diesem Leben? Wenn ich nicht diese eine Hoffnung hätte und die Kunst, wo wär' ich denn!!.... Jetzt erschieß ich mich nicht, nein —, jetzt noch nicht! Jetzt ist die Hoffnung trotz alledem noch zu gewaltig. Dieses ewige »Vielleicht doch«

wird mich noch lange narren... Aber laß mir dieses Ideal! Ich kratze und schabe ja selbst genug daran herum. Laß mich diesem Stern nachgehen, bis mir die Beine den Dienst versagen!«

Die Mutter sah ihn an, so schmerzlich, so innig, daß er innehielt.

»Du tust mir weh, Heinrich,« sagte sie mit ihrer weichen zärtlichen Stimme. »Was ich um Dich leide, das kannst Du Dir nicht vorstellen.«

»Ich weiß, Mama, ich weiß. Aber verzeih mir. Ich kann nicht anders. Ich bin roh. Ich geb' es zu. Aber wozu in Selbsttrug leben?«

»Ich lebe in keinem Selbsttrug,« seufzte sie. »Ich kenne Dich zu gut. Ich zermartere mir den Kopf, wie das werden soll.«

»Sei gescheit, Mama,« sagte er und blieb vor ihr stehen. »Wohin das führen soll? Denk nicht daran. Freu Dich mit mir über den Moment.«

»Heinrich!«

»Ja, ja, ich weiß. Ich rede Unsinn. Ich — ach Gott, Mama, ich bin so unglücklich!«

IV.

Der Fasching war vorbei. Wenn er Lili besuchte, saß sie im weißen Hauskleid unter ihren in langen Reihen aufgestellten Photographien in dem schmalen lichten Zimmer, das er so lieb hatte. Über den Ständerpfosten kleiner leichter Tische hingen die Tanztrophäen, die Damenspenden und Kotillonfächer; aber auf dem kleinen Sekretär standen Veilchen und Hyazinthen, und auf den Dächern der einstöckigen Häuser gegenüber glänzte schon ein Frühlingsgrüßen.

Nun war endlich die schreckliche Zeit vorbei, da er seine feine zierliche Lili in dem Gedränge erhitzter, geputzter, Nichtigkeiten plappernder Menschen fast haßte. Endlich

war die hochmütige Maske gefallen. Sie saß bei ihren Arbeiten unter Büchern, und ihr stilles liebes Lächeln glänzte in den treuen blauen Augen. Er sah sie an und fühlte seine Liebe mit großen, weißen Schwingen in einem schimmernden Meere sonnenzitternder Luftwellen atmen, er hatte einen Drang in sich, diesem kleinen blonden schmalen Kinde sich an die Füße zu schmiegen und glückvergessen zu träumen. Wie Schatten gingen die Vorgänge des Lebens an seiner müden Seele vorüber. Er hatte die Atmosphäre dieses Zimmers in den Gliedern, sein Herz beugte sich in einem schauernden Entzücken, in keuscher Andacht, sehnender Hoffnungsfülle.

Wenn er dann zu Hause saß vor seinen Büchern und sein auftaumelnder Blick sich auf das sanfte, schwermütige Bild senkte, unter dem in ungleichen Zügen »Lili Arendt« stand, dann kam die wilde Jagd der verdrängten eifersüchtigen, peinigenden Zweifel-

gedanken wieder. Wie Heuschrecken schwärmten sie schattend über den bebenden Saaten seiner Wünsche. Lili hatte nie den rechten Mut zu ihrer Liebe gehabt. Und die Leute, die immer ihre Glossen machen und so zudringlich mit ihren Urteilen sind, hatten ihn »freundschaftlich« gewarnt vor dem »oberflächlichen, koketten Geschöpf«. Grob war er geworden, heftig, wütend hatte er ihnen das Wort zerbrochen, aber heimlich bohrten sich die giftigen Spitzen in sein argwöhnendes, zermartertes Denken. Sie war ja wirklich seltsam, wenn sie unter den Menschen erschien. Sie lächelte so glücklich in den Armen ihrer eleganten Tänzer, plauderte so übermütig mit »diesen Laffen«, sie war so scharf, so schnippisch mit ihm, ihrem allzu getreuen, unmutverbitterten Schatten. Freilich, wenn er sie in einem langsamen Walzerschritte fest umschlungen hielt, wenn sich ihr blondes blasses Köpfchen wie eine Blumenkrone über den schmalen Kinderhals

senkte, wenn er in ihre himmelblauen zärtlichen Augen blickte und bei der schmeichelnd wiegenden Musik die lästigen Menschen vergaß, dann verzieh er ihr, dann bat er ihr ab mit bettelnden Knabenblicken, dann dankte er ihr mit selig-stummen Lippen oder mit weich-flüsternden Worten. Aber die Zweifel stiegen wieder aus der aufgewühlten Asche seiner bösen Gedanken wie dünne narkotische Rauchsäulen, in nebelnde Schichten vergleitend. Er rannte dann oft nachts verzweifelnd durch die leeren Straßen, oder er vergrub sich mit zitternden Nerven in seine Dichter, oder er ließ seine zuckenden Klagen in erregte, in zagende Verse gleiten... Dann sah er sie wieder und bat ihr den letzten langen bittern Brief ab.

V.

Da ihm der Gedanke seiner Heirat mit dem über alles geliebten Mädchen bei der

Aussichtslosigkeit der nächsten Jahre wie eine lodernde Fackel alles geordnete Überlegen andrer Dinge versengte, lief er in seiner Ratlosigkeit zu der Großmutter, mit der sich ein vernünftiges Wort sprechen ließ und bei der er sicher war, nicht unter dem wehmütig-zärtlichen Vertrösten seiner Mutter und den spöttisch-ungläubigen Witzen seiner beiden nächsten Freunde zu leiden. Die Großmutter empfing ihn herzlich und mit dem stillen Vorwurf, schon ganz übersehen und zurückgesetzt zu sein, den sie mit der unlogischen Beharrlichkeit alter, etwas vergrämter Leute immer mitanklingen ließ. Er setzte ihr mit hastigen schüchternen Worten seine Lage auseinander. Wie er sich von den Frauen losgerungen habe, wie er, wenn er ganz aufrichtig sein solle, auch von Lili durch die geänderten Umstände, in den neuen Wiener Verhältnissen gehofft hatte ablassen zu können, wie er aber, unruhig und unzufrieden, bei seinem bald verzwei-

felnden, alles verneinenden Charakter sich so unwohl gefühlt hätte in dem feindlichen, außer aller Beziehung zu seinen Neigungen unzugänglich verharrenden Wien, wie er geflohen sei und, zurückgekehrt, sich wieder in den kaum gelockerten süßen Banden gesehen, wie er in qualvollen Vernunftgedanken mit seinem ersehnten Ziele gerungen und wie er sich endlich davon überzeugt habe, daß er wirklich ohne Lili nicht leben könne und daß er sie erringen müsse, allen Bedenken, allen Sorgen, allen Warnungen zum Trotz. Er hatte sich in eine Aufregung gesprochen, die auf den vom Stubensitzen und Lernen gebleichten und schmäler gewordenen Wangen als eine fieberhafte glänzende Röte erschien. Hilfeflehend sah er zu den ruhigen Zügen dieses gütigen milden runden alten Gesichtes auf. Die Großmutter aber begann mit ihrer herzlichen Stimme, in den zerrissenen Fügungen ihrer aufrichtigen Sprechweise zu trösten und zu

17

sänftigen. Er blickte ihr angstvoll demütig in die grauen lieben Augen, hoffend und ungeduldig, ehrfürchtig und ängstlich. Aber die weichen, fast schmeichelnden Worte sagten nur immer:

»Schau. Sei gescheit. Hab sie lieb und lern brav. Aber, Harry, denk doch! Du bist ja so jung! Und ihr zwei seid so verwöhnt. Und Du bist ja noch lang nichts. Und binden kannst Du Dich nicht, Du bei Deinem erregten, flüchtigen Temperament.«

Er ging davon wie im Traum. »Soll ich mich losmachen?« fragte er sich. »Soll ich dieses Jus, das zu nichts führt, hinwerfen, zu einer Zeitung gehen? Aber dann bin ich erst recht nichts. Und warten? Ich bin zweiundzwanzig, sie ist zwanzig. Wie lange soll ein Mädel mit zwanzig Jahren warten? Und wenn ich selbst annehme, sie hätte mich so lieb, annehme, daß sie es wagt und wartet, drei, vier Jahre wirklich treu und hoffend wartet, bin ich in drei, vier Jahren

derselbe? Hab' ich nicht die Pflicht, mich jetzt zu erklären, bindend zu erklären? Aber wenn das Unmögliche dann geschieht, wenn ich wirklich gegen mich nicht kann, soll ich durch die Trostlosigkeit einer Pflichtsache dieses reine, liebliche Geschöpf beleidigen? Und darf ich andrerseits so gemein sein, brutal zu brechen, zu verraten, Treue zu mißbrauchen?«

Er war so unglücklich. Er hätte am liebsten laut geweint. »Und daß Gräßliche daran ist das,« sagte er sich, »daß der Gedanke so wunderschön ist und nicht gedacht werden soll. Warum nicht? Weil uns das ausreichende Geld fehlt? Ist denn Geld alles? Und kann ich mir denn wirklich nicht Geld verdienen?« Er mußte sich Nein sagen. Er war ja doch nicht der Mensch dazu, sich zu verdingen. Er war doch der wohlgeborene Sohn geachteter Eltern. Den ward er nicht los. Da half kein Sträuben. Er war zu schwach. Und hätte das auch einen Sinn gehabt?

17*

Er mußte ihr doch eine Stellung bieten, er konnte sie doch nicht an ein ungewisses, schwankendes Dasein fesseln. Es mußte doch um Himmels willen etwas Sicheres sein... Er überlegte zum so und so vielten Male die Berufe. Advokat? Undenkbar. Dauert zehn Jahre mindestens. Gericht? Da mußte er fort und kam doch auch nur bis zu einem gewissen kleinen Ziele, dann blieb er sitzen. Und vier Jahre dauerte es ja auch hier, bis er als gewissermaßen fundierter Bewerber auftreten konnte. Verwaltungsbeamter? Es blieb ihm nichts anders übrig... Aber die Reisen? Er mußte doch endlich einmal die Welt sehen. Er mußte doch auf ein Jahr wenigstens hinaus... Durfte er diesen Wunsch überhaupt aufkommen lassen? Das hieß ja dieser endlosen Wartefrist ein Jahr zulegen... Er dachte an seinen Lieblingsplan, Philosophie zu studieren und sich zu habilitieren. »Zu spät. Ich darf nicht. Ich muß in den Beruf. Ich muß ehebaldigst

in den Beruf. Ich muß mich begraben. Alle Träume vom langen, langen, einsamen, beharrlichen, durch keinen Amtszwang gestörten Studieren müssen ausgetrieben werden, bis kein Funke mehr aufflackern kann... Wie aber kommen mir überhaupt diese Ideen? Ich sollte ja freudig allem entsagen, was mich von ihr entfernt! Ekelhafter Unbescheidener, der ich immer wie ein Kind alles zugleich packen will! Aber Bescheidenheit ist Stagnation. Ich bin ein Künstler, ein ewig Unbescheidener. Ich hab' das Recht dazu...« Ja, Recht! Und nicht einmal aus der materiellen Hausabhängigkeit hatte er sich zu befreien gewußt trotz dem Titanentrotze und diesem zehrenden, bösen Unmut über die Fessel, die er am Fuße mit sich schleppte... »Du bist ein Schwächling,« schrie es in ihm. »Gib dich auf, wie dich das Leben aufgibt! Erschieß dich! Mach ein Ende!«

»Lili, Lili,« flehte er, »süße kleine blonde Lili, Schutzgeist, hilf mir!« Und so flüchtete

er sich nach Hause, zu ihrem Bilde, schrieb ihr einen verzweifelten Brief und vergrub sich in seine Bücher, traurig und wie zerschnitten, mitten entzwei geschnitten, grenzenlos elend...

VI.

»Wie ist denn das möglich gewesen?« fragten die Leute. »So ein vielversprechender junger Mann,« meinte ein Gütiger. »Er war ein hübscher Bursch,« sagte die Baronin Nini, »wirklich ein hübscher Bursch...«

Seine Mutter aber saß bei ihm und hielt seine verkrampfte weiße Hand. Ihre Augen waren erloschen, stumpf. Und um sie herum stand dieses voll geräumte, behagliche Zimmer mit den vielen Bildern und den glänzenden Büchertiteln. Eine Lampe brannte auf dem Fensterbrett... Warum brennt diese Lampe? Und warum ticken die unermüdlichen Uhren?... Der Vater schlich herein mit ge-

runzelten Brauen, blaß und scheu. »Man muß ihm den Revolver aus den Fingern bringen,« flüsterte er dem Arzte zu... Dann fiel wieder die Stille herab wie ein dichter Schleier. Der Frühlingswind aber rüttelte an den Scheiben...

